

ZWISCHEN REFLEXION UND KONKRETEM TUN

GABRIELE KREUTZNER

» Was wir brauchen ist Nüchternheit: einen Pessimismus des Verstandes, einen Optimismus des Willens. «

Antonio Gramsci

1. Aktion Demenz – bis wohin sind wir gekommen?

Durchschritten: Mehr als acht Jahre einer ›anderen‹ Annäherung an Beeinträchtigung und chronische Gebrechen im Alter, insbesondere an solche kognitiver Ausprägung. Was haben die Anstrengungen erbracht? Was hat Aktion Demenz bewirkt? Erfolgsbestätigungen in Form tausendfach hochgereckter »Gefällt mir!«-Daumen waren und sind nicht unsere Sache. Für eine akkurate Recherche und Dokumentation eines jeden zum Thema Demenzfreundliche Kommunen in Zeitungen, Wochenblättern und anderen lokalen Organen erschienenen Beitrags (es waren viele!) fehlten die Ressourcen. Die verfügbare eigene Zeit wurde in Wesentlicheres investiert. In derlei Größen medienöffentlicher Beachtung lässt sich das Wirken von Aktion Demenz auch gar nicht ausdrücken. Sie ist *tricky*, diese Frage nach dem Erbrachten. Scheinbar unvermeidlich blitzt in ihr zum einen die Vorstellung von linearem Fortschritt, ein für alle Mal Gesichertem, nicht mehr Rückholbarem auf. Wo doch tagtäglich anderes zu erfahren ist: Wenn eine Gefahrenstelle mit Blick auf als ›anders‹ gebrandmarkte Gruppen entschärft werden konnte, tut sich anderswo ein Riss auf, droht ein weiterer Einbruch. Abgesehen davon könnte die gestellte Frage nach den Wirkungen die Vorstellung aufkommen lassen, Aktion Demenz habe nach einem zuvor fixierten Ziel, einem festgelegten Resultat oder einem messbaren *Outcome* gestrebt. Es ging und geht jedoch um etwas anderes, nämlich um ein Sicheinlassen auf Lebenswirklichkeiten, um einen offenen Prozess des Anstoßens, Erkundens, des kommunikativen Handelns und Verhandelns und des ergebnisoffenen Veränderns.

Wie also lässt sich Erreichtes beurteilen? Wo standen wir damals? Über solche Fragen nachsinnend frustriert einen das eigene Gedächtnis mit schöner Regelmäßigkeit – als vertrauenswürdige Stütze taugt es nur sehr bedingt. Es spielt einem Streiche, indem es umschichtet, verzerrt, Details ausblendet, die nicht ins eingeprägte Muster passen. Dokumente können hier eine verlässliche Absicherung bieten. In Reimer Gronemeyers Presse-Statement zur Vereinsgründung im Mai 2006 bringt ein Satz die zentrale, zeitübergreifend gültige Intention von Aktion Demenz auf den Punkt:

»Die Aktion Demenz macht es sich zur Aufgabe, eine größere Sensibilität für dieses Thema [d.h. Demenz, gk] in der Öffentlichkeit herzustellen und neue Wege zu eröffnen.«

Das Wort ›Sensibilität‹ ist freilich für vielerlei unterschiedliche Interpretationen offen. In den Anfangstagen der Aktion Demenz beinhaltete die Begriffswahl unter anderem ein klares Signal der Abkehr von der wirkmächtigen Vorstellung von *Aufklärung* im Sinne eines Verkündens (oder, etwas vorsichtiger ausgedrückt, einer Kommunikation *ex cathedra*) von – vornehmlich medizinischen oder gesundheitsbezogenen – Erkenntnissen und Sachverhalten. Sensibilisierung zielte auf Kommunikation, insbesondere auf nicht-hierarchischen Austausch und Interaktion. »Begegnung auf Augenhöhe« lautete die häufig zitierte, leider viel zu selten gelungene Ausrichtung des kommunikativen Handelns. Doch wir wollen hier nicht vorgreifen.

Vom Willen zur Neuerung bis zu dessen Umsetzung in konkretes Handeln kann es ein weiter Weg sein. Tatsächlich existierte zum damaligen Zeitpunkt noch kein präzises Programm, war das genaue Vorgehen in Bezug auf dieses Vorhaben noch weitgehend offen. Im Dialog mit der Robert Bosch Stiftung hatte sich der frisch firmierte Vorstand des neuen Vereins über mögliche thematische Schwerpunkte des Engagements für die kommenden Jahre verständigt. In der Presse-Erklärung wird das Thema ›Demenzfreundliche Kommune‹ zwar an erster Stelle genannt, doch nahm es zu jenem Zeitpunkt keinen irgendwie vorgeordneten Rang unter den gesetzten Arbeitsschwerpunkten ein. Zum Dach, unter dem sich sämtliche Anstrengungen der Aktion Demenz beherbergen lassen, entwickelte sich die ›Demenzfreundliche Kommune‹ erst in Folge der Entscheidung, sich dieser Thematik als erstes zuzuwenden. Sie fiel im Sommer 2006 und hatte viel damit zu tun, dass sich hier ein ganz neues, unberührtes Feld auftat, auf dem man jene Ausgangspositionen ausbuchstabieren, umsetzen und weiterentwickeln konnte, die sich in der Initiativwerkstatt *Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz* herauskristallisiert hatten.

1.1 Perspektiven und Positionen

In der Rückschau muten die anlässlich der Vereinsgründung formulierten Intentionen ein wenig holzschnittartig an. Sie fußten auf einer Reihe einvernehmlicher Positionen, die in den thematischen Werkstätten der Robert Bosch Initiative in zweijähriger Arbeit erarbeitet worden waren und lieferten damit ein Fundament für das gemeinsame Tun, das sich als tragfähig erwies. Anhand des Presse-Statements zur Vereinsgründung lassen sich die vielleicht wichtigsten Positionen folgendermaßen paraphrasieren:

1. Aus sozialen, kulturellen und ökonomischen Gründen braucht es einen anderen gesellschaftlichen Umgang mit dem Thema Demenz und eine andere »Umsorgung und Integration« der Menschen mit Demenz.
2. Es ist an der Zeit, nach Alternativen zur bestehenden Versorgungspraxis zu suchen. Das reine Versorgungsdenken ist eine Sackgasse und nicht zukunftsfähig. Wie alle Menschen brauchen auch diejenigen, die mit einer Demenz leben, die anderen, um – von heute aus formuliert – im Leben bleiben zu können.
3. Zivilgesellschaft lautet das Zauberwort, das den neuen Ansatzpunkt markierte. Weniger abstrakt, mit einem später geprägten Motto ausgedrückt: »Demenz geht alle an!«. Will heißen: Demenz ist eine Aufgabenstellung für die gesamte Gesellschaft und damit auch als Herausforderung für einen jeden Bürger und eine jede Bürgerin zu begreifen. Für Aktion Demenz ergibt sich hieraus: Es gilt, im Kreise der Experten und Expertinnen wie auch bei allen Bürgerinnen und Bürgern Handlungsbereitschaft zu wecken. Aktion Demenz tritt an, um bürgerschaftliches und auch ehrenamtliches Engagement zu ermutigen und es zu stärken.
4. Das »einseitige pathologische Bild der Demenz« muss überwunden werden. Es soll einem Denken Platz machen, das die soziale, medizinische und bürgerschaftliche Dimension des Phänomens gleichermaßen (an-)erkennt und in Rechnung stellt. Dies kann, so erfolgreich angebahnt, die Entwicklung einer »neuen Kultur des Umgangs mit Demenz« unterstützen.
5. Diese neue Kultur des Umgangs setzt auf zivilgesellschaftliche Neuerungen in der Sorge für Menschen mit Demenz. Dabei wird es zum einen darum gehen, neue Wege zu finden. Zum anderen soll aber auch nach bereits vorhandenen Alternativen im Alltag der Lebenszusammenhänge und Institutionen Ausschau gehalten werden. In jedem Fall, so die damalige Einschätzung, darf

der Einfalls- und Erfindungsreichtum der Bürgerinnen und Bürger nicht unterschätzt werden.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass die gesellschaftlich festgelegten, kodifizierten Verantwortlichkeiten aufgehoben wären. Nochmals: Es geht um gesellschaftliche Erneuerung, für die zivilgesellschaftliche Seite um eine Erweiterung von Perspektiven, Akteuren und Handlungsmöglichkeiten. Mit Blick auf letztere auch um Möglichkeiten eines neuen gemeinsamen Handelns auf und zwischen unterschiedlichen Ebenen und zwischen Akteuren, die sonst nicht ohne Weiteres in Kontakt zueinander stehen.

6. Wo es sich nicht vermeiden lässt, Menschen mit Demenz aus ihrer vertrauten Umgebung zu lösen und in einem anderen Umfeld für ihr Wohlergehen zu sorgen, sollten Wege beschritten werden, die sich durch ein neues Zusammenwirken von Betroffenen, Angehörigen, Experten und bürgerschaftlich engagierten Menschen »auf Augenhöhe« auszeichnen. Es geht, dies *ex post* formuliert, nicht um sachzweckhaft ausgerichtetes Handeln, sondern darum, denjenigen das erforderliche Maß an tatsächlich nötiger Hilfestellung zu bieten und mit ihnen Lebensmöglichkeiten auszuloten, die dies nicht mehr wie gewohnt aus eigener Kraft und der ihres Umfelds zu tun vermögen.
7. Zu wünschen und fördern ist auch, »dass sich Bürgerinnen und Bürger für das Thema Demenz engagieren, die nicht selbst oder durch Angehörige betroffen sind«. Letztlich, so die Gründungserklärung, stellt sich die Aufgabe, in unserer als postmodern charakterisierten Gesellschaft »neue Netze der Freundschaft« zu erfinden und damit die eigenen Kräfte (die der Bürgerinnen und Bürger) im sozialen Sektor wiederzubeleben und zu stärken.

1.2 Erste Schritte: Verwobenheiten

Wenn der zweite Teil des Buches einer ausführlichen Darstellung des Förderprogramms *Menschen mit Demenz in der Kommune* gewidmet ist, so ist dies insofern zu ergänzen, als dieses ohne die ersten erfolgreichen Schritte seitens Aktion Demenz nie zustande gekommen wäre. Das Förderprogramm und die mit ihm verbundenen Entwicklungen haben mithin eine Vorgeschichte, die für das Verständnis des zurückgelegten Weges bedeutsam ist. Mit Blick auf die Frage, bis wohin die Anstrengungen für ein besseres Leben mit Demenz vor Ort bislang geführt haben, steht Aktion Demenz hier stets im Zentrum der Aufmerksamkeit, doch sie steht dort niemals alleine. Wenn im Folgenden also auch Aktivitäten und Anstrengungen anderer Organisa-

tionen und Zusammenhänge Erwähnung finden, so nicht, um Aktion Demenz mit deren Lorbeeren zu schmücken, sondern weil sich Entwicklungen durch genau dieses Ineinanderfließen ergaben. Überhaupt war und ist die Funktion von Aktion Demenz weitgehend die, Impulse zu geben und wo möglich anderen als den vorherrschenden Sichtweisen oder Positionen zum Ausdruck zu verhelfen. Diese nicht alleine den bescheidenen Mitteln einer kleinen Bürgerinitiative geschuldete Funktion ist in den Praxisfeldern des Themas Demenz wohl nicht immer und überall verstanden worden.

Aktion Demenz trat wie erwähnt vor allem mit der Absicht an, für das Thema Demenz zu sensibilisieren. ›Sensibilisieren‹: Der Begriff kam ursprünglich im Bereich der Fotografie auf und markierte eine Erhöhung der Empfindlichkeit fotografischer Schichten. Im übertragenen Sinne meinte mehr Sensibilität also mehr Empfindsamkeit gegenüber den von demenziellen Veränderungen Betroffenen. Man erinnere sich: Im Feld Demenz war dies die Zeit, in der die person-zentrierte Sichtweise den Alleingültigkeitsanspruch der biomedizinischen Perspektive in Frage stellte. Mehr Sensibilität: Das bedeutete damals zum einen das Bestehen darauf, den Menschen wahrzunehmen und als solchen anzuerkennen, der mit dem Zustand Demenz leben muss, statt ausschließlich die Krankheit und die mit ihr verbundenen Defizite zu sehen. Mehr Sensibilität bedeutete zum zweiten, den Blick für die Besonderheiten demenziell veränderter Menschen zu schärfen und diese Besonderheiten als Ressourcen wahrzunehmen, die in unserer ›hyperkognitiven‹ Gesellschaft oft unterschätzt, wenn nicht gar desavouiert werden. Schließlich meinte Sensibilisieren oder auch mehr Sensibilität eine erhöhte Aufmerksamkeit dafür zu schaffen, dass Menschen mit einer Demenz Bürgerinnen und Bürger und damit mit Rechten und Pflichten ausgestattete Mitmenschen sind und eine gesellschaftliche und zivile Verpflichtung besteht, die Wahrung ihrer Rechte zu gewährleisten.

All diese Dimensionen von mehr Sensibilität gegenüber Menschen mit Demenz und ihren Belangen hatten in dem Motto der Initiativwerkstatt *Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz* einen treffenden Ausdruck gefunden. Dieses Anliegen und seine Implikationen wollte man nun als Aktion Demenz in die Öffentlichkeit und ins öffentliche Bewusstsein tragen. Allerdings hatte man jedoch zunächst nicht allzu viel in der Hand, mit dem man diese öffentliche Aufmerksamkeit, zumal in deren medialer Form, hätte auf sich ziehen können. Konkret erwies sich als hilfreich, dass man zu Anfang von einer wahlverwandten, zeitgleich auf den Weg gebrachten lokalen Anstrengung profitieren konnte. Parallel zur Initiativwerkstatt der Robert Bosch Stiftung und in personeller Verquickung mit dieser war in der bei Stuttgart gelegenen Stadt Ostfildern (ca. 37.000 Einwohner, sechs relativ eigenständige Stadtteile)

ein kleines Team engagierter Bürger und Bürgerinnen (davon die meisten im kommunalen Zusammenhang und in den Bereichen Kultur und Soziales tätig) mit der Konzeptionierung einer Demenz-Kampagne befasst. Diese fand von Oktober 2007 bis Mai 2008 unter dem Titel *Wir sind Nachbarn* statt und stieß auf große Resonanz – sowohl vor Ort als auch weit darüber hinaus.

Die Demenz-Kampagne in Ostfildern war nicht nur eine der ersten diesbezüglichen lokalen Aktionen; sie war auch ein besonders gelungenes Beispiel dieser Form öffentlichkeitsbezogener Intervention. Dies deshalb, weil es hier in hervorragender Weise gelang, im Rahmen einer zeitlich begrenzten Anstrengung den Funken zu einer das gesamte Gemeinwesen einbeziehenden Auseinandersetzung mit dem Thema Demenz zu schlagen und die Flamme am Brennen zu halten. Die Aktiven vor Ort hatten sich über einen langen Zeitraum und mit viel Sorgfalt auf die Kampagne vorbereitet und diese bewusst als Teil einer längerfristig ausgerichteten Öffnung ihrer Anstrengungen in das Gemeinwesen hinein angelegt. Kein blinder Aktionismus also, sondern durchdachtes Vorgehen. Wissen muss man allerdings auch, dass diese Kampagne in einem kommunalen Umfeld konzipiert, organisiert und durchgeführt wurde, welches dem Thema Altenhilfe (um den eingeführten, wenngleich nicht besonders schönen Fachbegriff zu benutzen) seit vielen Jahren besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Zur Situation vor Ort gehört weiter, dass man sich dort mit Blick auf Ressourcen durch die Unterstützung einer der Stadt verbundenen, im Bereich Demenz agierenden Stiftung in einer vergleichsweise glücklichen Lage befand. Dieser privilegierte lokale Rahmen (der das Verdienst der Akteure keineswegs schmälert) trug zum Entstehen eines Klimas bei, in dem motivierte Bürgerinnen und Bürger ihr berufliches Engagement für auf Unterstützung angewiesene, alte Menschen – insbesondere solche mit Demenz – entfaltet und einen soliden Bestand an freiwilligem Engagement aufgebaut und gepflegt hatten.

Unter ungleich weniger günstigen Bedingungen versuchte sich Aktion Demenz in Gießen an ersten Schritten in Richtung Demenzfreundliche Kommune. Aktion Demenz – das waren an dieser Stelle zunächst vor allem die vereinten Anstrengungen von Reimer Gronemeyer und Verena Rothe. Die Anfänge waren nicht gerade vielversprechend: Im Kontakt mit Bürgermeister und kommunaler Verwaltung war eine der ersten Erfahrungen die, dass das Thema Demenz mit deren schnittigem, jugendlich-dynamischem Wunsch-Image einer aufwärtsstrebenden Universitätsstadt kollidierte. Hiervon unbeeindruckt wagte man sich gemeinsam mit Studierenden (aus einem themenbezogenen Gronemeyer-Seminar) mit der Aktion *Weißt Du noch? Knoten im Taschentuch* in Gießens Fußgängerzone und damit in die lokale Öffent-

lichkeit. Auf der Ebene des Austauschs und der konkreten Zusammenarbeit wurden zudem im Rahmen eines *Town Hall Meetings* (einer Tagesveranstaltung mit interessierten Bürgerinnen und Bürgern) Vorstellungen davon erarbeitet, wie ein Gießen aussehen kann und soll, in dem es sich für Menschen mit Demenz und diejenigen, die sie begleiten, besser leben lässt. Insbesondere aufgrund der weniger günstigen lokalen Voraussetzungen sind die Entwicklungen in Gießen ein gutes Beispiel dafür, dass sich bestehende Schwächen oder örtliche Nachteile durch vorhandene Stärken (hier: Motivation, Engagement, eine gewisse Kontinuität des Handelns, gelingende Kooperation) überwinden lassen: Aus der Demenz-Kampagne ist die *Initiative Demenzfreundliche Kommune – Stadt und Landkreis Gießen* hervorgegangen. Sie bringt das Anliegen der Sensibilisierung und des Weckens von mehr Bewusstsein und Handlungsbereitschaft bis heute aktiv und eigenständig voran.

Mehr Sensibilität und eine Öffnung für das Thema: Dies wurde auch durch Workshops von Aktion Demenz auf der lokalen Ebene angestrebt, die unter anderem die regionale und überregionale Vernetzung punktuell und exemplarisch ankurbeln sollten. Ein besonderes Augenmerk lag hier auch und vor allem auf den neuen Bundesländern in ihrer historisch und sozial besonderen Situation und auf dem Wunsch, sich – trotz fehlender örtlicher Verankerung – dieses Raumes besonders anzunehmen. Die ersten, lehrreichen Gehversuche fanden 2007 in der Lutherstadt Wittenberg (Sachsen-Anhalt) statt, wo wir Erfahrungen mit einer von anderen historischen Voraussetzungen geprägten Mentalität sammeln konnten. Dem folgten 2008 ein Initiativ-Workshop in Rauischholzhausen (Hessen) sowie 2009 ein weiterer in Berlin.

Ein für die Entwicklung wesentlicher Meilenstein war die Streitschrift *Demenz und Zivilgesellschaft* von Reimer Gronemeyer und Peter Wißmann. Das Buch erschien 2008 und stieß in den mit Demenz befassten, an einer Verbesserung der Situation von Menschen mit Demenz und ihrer Begleiter interessierten Kreisen auf große Resonanz. Und es bereitete den Hintergrund auf, vor dem die eher praktischen Bemühungen seitens Aktion Demenz zu verstehen waren (und sind).

Lässt sich in irgendeiner Weise fassen, wo man in jenen Tagen in der öffentlichen Diskussion vor Ort gedanklich stand? Jeder diesbezügliche ›objektive‹ Versuch wäre ebenso vermessen wie vergeblich. Vielleicht kann das persönliche Erinnern vergleichbare Nachvollzüge auslösen. Das erste Erinnerungsmoment führt ins Jahr 2002 und zu einer Veranstaltung zurück, mit der Demenz Support Stuttgart gGmbH die Aufnahme ihrer Arbeit feierte. Im Anschluss an den offiziellen Teil der Eröffnung waren die vor allem im professionellen Teil des Feldes Demenz verorteten Teilnehmenden zu einer kleinen Feier in die neu bezogenen Geschäftsräume der Organisation gela-

den. In den Büros luden ein paar Tafeln an den Wänden zu Kontakt und Kommentaren ein. Auf einer der Tafeln fand sich die Frage: »Was wünschen Sie sich, wenn Sie einmal dement werden?«. Wie sich am Tag nach der Veranstaltung herausstellte, war nur eine Antwort hierzu notiert worden. Die war ziemlich lapidar ausgefallen: »Jeden Tag eine Flasche Rotwein!«. Für einen Kreis von mit der Thematik eng befassten Professionellen eine auffallend spärliche Ausbeute, die starke persönliche Distanzierungen, wenn nicht gar ein Denkverbot in Bezug auf eine in der Zukunft liegende eigene Betroffenheit vermuten ließ und lässt. Deutlich anders dann der zweite Erinnerungsschnipsel: Im Zuge der Demenz-Kampagne in Ostfildern (2007/08) wurde danach gefragt, was man sich im Falle eigener Betroffenheit am meisten wünscht. Bei diesem Anlass wurde die Frage vielfach und in seltener Einvernehmlichkeit beantwortet: mit dem Wunsch nach einem verständnisvollen und der eigenen Person gegenüber wohlgesonnenen sozialen Umfeld, das in der Lage ist, einen aufzufangen und so anzunehmen, wie man zum jeweiligen Zeitpunkt ist.

Hier soll keine irgendwie geartete Entwicklungslinie zwischen den beiden Momenten behauptet werden. Vielmehr geht es um eine mit der Idee einer Demenzfreundlichen Kommune verbundene Tendenz, die sich seit den Tagen der Kampagne in Ostfildern an vielen Orten und in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen im *Crescendo* durchgesetzt hat. Über die zentrale Botschaft der damaligen Kampagne (*Wir sind Nachbarn!*) und die neuen Erfahrungen und Begegnungen, die man dort mit teils ungewöhnlichen Aktionen ermöglicht hatte, war ein Klima entstanden, in welchem eine mögliche eigene Betroffenheit gedacht und ausgesprochen werden konnte. Und in dem Menschen dazu kommen, den Kern des Anliegens eines ›demenzfreundlichen Umfelds‹ an und für sich selbst zu denken, d. h. zu entdecken und zu formulieren. ›Demenzfreundlich‹: Das wäre, das ist ein Ort, an dem ich in meiner besonderen Seinsweise angenommen und respektiert werde, der mir weder feindlich noch gleichgültig gegenübersteht. Ein Ort, an dem ich willkommen bin, mit meinen Stärken und Schwächen. Ein Ort, an dem man bereit ist, immer wieder aufs Neue und mit dem Wissen um allzu häufiges Scheitern ganz konkret um die Verwirklichung einer zivilen Haltung und eines menschenfreundlichen Verhaltens zu ringen. Gerade gegenüber denjenigen, die in besonderem Maße auf eine solche Haltung und deren Einlösung in der alltäglichen Praxis angewiesen sind. Utopia oder ein realisierbarer sozialer Ort? In jedem Fall eine Leitvorstellung, der sich durch beständiges und beharrliches Handeln und Verhandeln ein beträchtliches Stück nähern lässt.

1.3 Der »Aufbruch!«, Esslingen am Neckar (2008)

Unzweifelhaft ein Meilenstein der Expedition in Richtung eines besseren Lebens mit Demenz war und ist die Veranstaltung *Aufbruch!* (Untertitel: *In unserer Kommune: Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz*), die im November 2008 in Esslingen am Neckar stattfand. Dieses Schlüsselereignis wäre für Aktion Demenz als vor allem auch personell für derartige organisatorische Herausforderungen nicht ausgestattete Bürgerinitiative ohne Demenz Support Stuttgart als Kooperationspartner nicht zu schultern gewesen. Als weiterer Partner wirkte die Alzheimer Gesellschaft Baden-Württemberg mit. Was hier erfolgreich begründet wurde, war das Arbeitsprinzip der Kooperation mit zum Engagement bereiten Partnern vor Ort als eine – nicht immer leicht einzulösende – Grundvoraussetzung des Agierens von Aktion Demenz. Gemeinsam und unter Mithilfe einer ganzen Reihe Engagierter aus der Robert Bosch-Initiativwerkstatt wurde in Esslingen das Wagnis eingegangen, eine große Veranstaltung zu einer bislang unbekannten Thematik auszurichten. Unvergessen das Bangen: Wird sich das Thema angesichts der noch recht spärlichen Initiativen inhaltlich hinreichend mit Stoff füllen lassen? Werden sich überhaupt genügend Menschen angesprochen fühlen, um das Anliegen in der großen Stadthalle nicht von vorne herein als verloren erscheinen zu lassen? Werden die Teilnehmenden die inhaltlichen Formate und die gewählten Formen der Kommunikation annehmen? Immerhin wartete die Veranstaltung mit Zumutungen wie einer Interview- und Austauschrunde mit annähernd 20 Personen auf (die sich als außergewöhnlich spannend entpuppte). Sie bot aber auch in jener Zeit Außergewöhnliches wie die Aufführung eines Agitprop-Stücks, ein Autorengespräch im kleinen Rahmen und einen tanzenden Konferenzsaal. Das Bangen war unbegründet; die Anstrengungen wurden belohnt: Der *Aufbruch* machte seinem Namen Ehre und setzte ein »Zeichen der Hoffnung« (so Vorstandsmitglied Thomas Klie).

Woran lag das? An den tatsächlich erheblichen Anstrengungen und der Begeisterung der Aktiven? Zum Teil gewiss. Daran, dass Aktion Demenz sich ein Bundesland und damit ein Umfeld ausgesucht hatte, das mit einer starken bürgerschaftlichen Tradition – in Sachen zivilgesellschaftlichem Engagement wie auch im Ehrenamt – aufwarten konnte und kann? Auch dies mag eine Rolle gespielt haben (obwohl Teilnehmende aus vielen Teilen Deutschlands und sogar aus Österreich und Belgien anreisten). Wohl am wichtigsten war jedoch: In den Kreisen engagierter Profis und Freiwilliger aus den Bereichen Kommunen, Soziales und Demenz, war – so die retrospektive Interpretation – die Zeit reif für diesen Schritt.

Der *Aufbruch* brachte zum richtigen Zeitpunkt verschiedene Momente zum Ausdruck: So etwa den Wunsch und Willen engagierter Profis und Freiwilliger, gegen Stigmatisierung und Ausgrenzung von Menschen mit Demenz anzugehen. Er artikuliert aber auch die Forderung nach einem besseren Umgang mit dem Thema Demenz im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabenstellung. Noch dazu einer, zu deren Inangriffnahme unmittelbar vor Ort die Veranstaltung aufforderte.

Was der *Aufbruch* ebenfalls spürbar machte und was sich später immer wieder bestätigte, waren und sind die Kraft und die immense Bereitschaft zum Engagement zahlreicher Menschen, die in den Städten und Gemeinden in den Bereichen Soziales, Alter, Pflege unterwegs sind. Immer wieder sind mir und uns Berichte und Hinweise etwa auf beruflich Pflegende begegnet, die sich in ihrer Freizeit freiwillig in ihrem Arbeitsfeld engagieren, weil sie unter diesem Vorzeichen endlich so handeln können, wie es ihren Vorstellungen entspricht! Ein Paradoxon besonderer Art: Gerade in den sozialen Bereichen, wo mit die schlechtesten Arbeitsbedingungen, die höchsten

Nichts ist stärker als eine Idee, deren Zeit gekommen ist

Krankenstände und die größten Frustrationen anzutreffen sind, wo Menschen mit am härtesten verschlissen werden, ist allem Anschein nach zugleich ein verblüffendes Energiepotential und Engagement anzutreffen. Vielleicht ein Alleinstellungsmerkmal dieses besonderen Teils des Frontbereiches Sorge. Möglicherweise eine Besonderheit, die mit der Sozialisation neuer Profi-Generationen zum Austrocknen und allmählichen Verschwinden kommen könnte. In jedem Fall ein Phänomen, auf das an späterer Stelle zurückzukommen sein wird.

Die beiden Tage in Esslingen setzten nicht nur ein Zeichen der Hoffnung und des Aufbruchs, sondern entfalteten auch die Macht wahrer Geschichten und persönlicher Erzählungen, mit deren Hilfe das Anliegen der Schaffung Demenzfreundlicher Kommunen ein Stück fassbarer wurde, ein unverwechselbares Gesicht bekam. Zwei bei dieser Gelegenheit erzählte Geschichten erscheinen besonders bewahrenswert und der Weitergabe würdig, weshalb ihnen an dieser Stelle Raum gebührt.

Unterm Strich ging vom *Aufbruch* die Botschaft aus: Es geht viel mehr, als man glaubt. Für Aktion Demenz war der Erfolg der Veranstaltung eine wichtige Bestätigung dafür, auf dem richtigen Weg zu sein. Innerhalb der themenbefassten Kreise und Netzwerke verbreitete sich die Kunde sehr rasch: Da passiert etwas Neues, Aufregendes, und wohl auch Wichtiges!

Ein wirtliches Gasthaus, ein wortkarger Einkehrer

Herta Eisfeld erzählt:

»Was ich brauche, um meinen Alltag mit meinem Mann zu bewältigen, der seit vielen Jahren mit einer Demenz lebt? Vieles. Aber das ist in unterschiedlichen Krankheitsstadien sehr unterschiedlich. In der Zeit, in der mein Mann sehr aktiv war, war es ganz wichtig für mich, dass der ganze Ort eingebunden war. Ich bin viel ehrenamtlich tätig, von daher kenne ich viele Leute. Ich habe zum Beispiel mit den Gasthäusern Vereinbarungen gehabt, wenn er kam, er konnte schon nicht mehr sprechen, dass er das Tagesessen bekommt und ¼ Rotwein. Und ich habe unsere Telefon-Nummer dort hinterlassen, weil er nicht bezahlt hat. Das ging so lange gut, bis einmal eine fremde Bedienung da war, die ihn nicht kannte. Daraufhin ging mein Mann kurz entschlossen zu einer Dame und nahm ihr Bier und ihr Schnitzel weg und aß es auf. Und dann ging es eben nicht mehr. Also da war die Gastronomie vor Ort sehr hilfreich, die Händler vor Ort, die ihn kannten, die ihn zurückgebracht haben, die Polizisten [...]

Ich war selbst erstaunt, wie freundlich die Menschen uns begegnet sind. Und mit wie viel Hilfsbereitschaft wir auch konfrontiert worden sind. Also, als es darum ging, Pflege und Betreuung zu organisieren, das war ungleich härter, weil da einfach der Markt leergefegt ist und es ganz schwer ist, gute Leute zu finden.

[...] Ich habe auch ... ich habe viele Kontakte, ein Netzwerk, bin seit über 20 Jahren in der Sitzwache – mache ehrenamtliche Hospizarbeit – das habe ich schon gemacht, bevor er krank wurde und ich mache es immer noch. Da kenne ich viele Menschen, die ihn auch besuchen. Dieses Umfeld ist geblieben. Sein Kreis ist weggebrochen, das waren lauter Leistungssportler, die haben das nicht ausgehalten. Mein Kreis, der so sozial orientiert war, der trägt heute noch.«

Herta Eisfeld hatte ihren Mann zum damaligen Zeitpunkt seit über 14 Jahren zu Hause gepflegt. Sie war und ist eine unermüdlich Engagierte und unter anderem im Vorstand der Alzheimer Gesellschaft Baden-Württemberg tätig.

Handtaschen

Gabriele Post, Geschäftsführerin einer Kaufhausfiliale, weiß zu berichten:

»Wir haben eine Mitarbeiterin, die schon lange in Rente ist, jahrelang bei uns gearbeitet hat. Ihr Mittelpunkt war eigentlich unsere Karstadt-Filiale, sie besucht uns, mindestens drei bis vier Mal die Woche ist sie bei uns. Sie braucht das, das ist die Freude, die sie hat. Sie kauft dann auch ein, über die Maßen, und immer das Gleiche – das sind in diesem Fall besonders Handtaschen, die sie kauft. Die Mitarbeiter kennen sie natürlich – ja, da ist eben das Thema Offenheit so wichtig ...

Wir tauschen das Gekaufte dann um, weil das bringt ja nichts, dass sich zu Hause die Handtaschen stapeln. Aber es ist ihre Freude, sie kommt sehr oft zu uns, sie kauft ein, unsere Mitarbeiter kennen sie und wir wissen das, aber wir haben auch die Gespräche geführt mit den Angehörigen. Die Angehörigen sind auf uns zugekommen, und deshalb ist auch das Thema Offenheit auch so wichtig, darüber zu reden. Wir haben gesagt: Okay, dann suchen wir nach gemeinsamen Lösungen. Ich freue mich natürlich, wenn ich viel verkaufe, aber es bringt in dem Moment nichts, wenn es die einzige Freude einer ehemaligen Mitarbeiterin ist, nochmals den Kontakt in dem Warenhaus zu haben, das Leben im Warenhaus zu beobachten und natürlich auch einzukaufen. Wir versuchen natürlich, dass unsere Mitarbeiterinnen schon vorher darauf eingehen, aber wir sind da ganz pragmatisch und sagen »Gar keine Frage, kommen Sie eben alle zwei oder drei Wochen und tauschen alles wieder um« – überhaupt gar kein Thema. Aber es ist eben wichtig, darum zu wissen.

Wir sind ein serviceorientiertes Unternehmen, und Service gehört eben einfach dazu, offen in Gesprächen mit den Kunden darauf einzugehen, was können wir für sie tun und wenn das ein Thema ist, ist das wichtig und wir besprechen es. Wir haben natürlich auch Schulungen, was haben wir für Nöte, was passiert auf der Fläche, und wir können ja nicht die Schulung von oben auf ansetzen, sondern es kommt ja von dem Kunden: Was erwarten wir denn von einer Filiale, von einem Warenhaus, von der Wirtschaft? Und da müssen wir hinhören, das tun wir, und da werden wir natürlich dann auch einschreiten.

Die Mitarbeiter gehen da ganz offen damit um – sie verlangen auch danach. Sie fragen mich, wir diskutieren das, wie gehen wir da letztendlich damit um, damit wir auch alle ein Stück Sicherheit damit haben, weil es für eine Mitarbeiterin auch nicht

immer einfach ist, das zu entscheiden, darf ich diese Umtausche so entgegennehmen und so weiter ... nein sie verlangen es, sie kommen auf uns zu, wir diskutieren es und wir wollen, dass es in der Fläche auch so gelebt wird.«

1.4 So ging es weiter

Vom Esslinger *Aufbruch* ging eine ganze Reihe gleichzeitig verlaufender Entwicklungen aus:

Die Stadt Esslingen ließ sich vom *Aufbruch* inspirieren. Den Rat der Aktiven aus der Nachbargemeinde Ostfildern beherzigend machte man sich mit Bedachtsamkeit auf den Weg. Mit dem Ziel vor Augen, die Bürgerinnen und Bürger der Stadt über öffentlichkeitswirksame Aktionen für das Thema Demenz aufzuschließen, wurde eine Zukunftswerkstatt geplant und durchgeführt. In diesem Rahmen entstand eine Koordinierungsgruppe mit Bürgerbeteiligung, die eine Demenz-Offensive unter dem Titel *aus.gedacht – ich, du, er, sie Esslingen denkt weiter* konzipierte. Offenheit für eine breite Palette von Ideen und Herangehensweisen hieß das planerische Prinzip; großen Wert legte die Koordinierungsgruppe jedoch auf eine nachhaltige Wirkung der Offensive und auf das Einbeziehen möglichst vieler gesellschaftlicher Gruppen und Schichten. Ein überzeugendes Konzept, eine mustergültig angelegte Umsetzung – damit überzeugte auch später der Antrag der Stadt Esslingen im Rahmen der Ausschreibung *Menschen mit Demenz in der Kommune*. Knapp zwei Jahre nach dem *Aufbruch*, im Oktober 2010, fand die Auftaktveranstaltung der Esslinger Kampagne statt. Und auch nach der erfolgreichen Kampagne gingen die Anstrengungen weiter: Die Stadt Esslingen ist unterwegs.

Die Idee verbreitet sich über die Grenzen hinweg, vor allem ins deutschsprachige Ausland

Vor allem die Beziehung zur österreichischen Region Vorarlberg und der dort nach deutschem Vorbild im Jahr 2007 gegründeten Aktion Demenz Vorarlberg erwies sich als dauerhaft und trägt bis heute. Nach wie vor gibt es praktisch keine größere Veranstaltung von Aktion Demenz wie auch von Demenz Support, auf der man nicht mehrere engagierte Personen aus dieser Region begrüßen darf! Für ihre Demenz-Kampagne (basierend auf dem Gedanken Demenzfreundlicher Kommunen) wurde Aktion Demenz Vorarlberg 2012 mit einem europäischen Preis ausgezeichnet.

Aus Belgien war die König-Baudouin-Stiftung auf Vermittlung der Robert Bosch Stiftung beim *Aufbruch* zu Gast. Beide Stiftungen sind Mitglied bei EFID, der Europäischen Stiftungsinitiative zum Thema Demenz (European Foundations Initiative on Dementia). Die positive Resonanz auf das Förderprogramm *Menschen mit Demenz in der Kommune* aufgreifend legte EFID 2012 erstmals die europaweite Ausschreibung *Living well with Dementia in the Community* auf.

»Demenz als soziale Herausforderung« – Sprung auf die EU-Ebene?

Motiviert durch den *Aufbruch* in Esslingen setzte die König-Baudouin-Stiftung neue Impulse für mehr zivilgesellschaftliches Engagement für Menschen mit Demenz in Belgien. Gemeinsam mit anderen Akteuren unternahm sie aber auch die Anstrengung, das Thema Demenz im Zuge der belgischen EU-Ratspräsidentschaft in der zweiten Hälfte des Jahres 2010 auf die Ebene der EU-›Spitzentreffen‹ zu hieven.

Esslingen am Neckar wird zu einem Pionier der Idee Demenzfreundliche Kommunen

Im Rahmen einer hochrangigen EU-Konferenz tauschte man sich über einen guten Umgang mit Demenz in der Gesellschaft aus. Unter den Sprechern und Diskutanten waren auch Personen, die mit einer Demenz leben. So u. a. auch James McKillop, langjähriger Vorsitzender der Scottish Dementia Working Group, über deren Arbeit auch im Rahmen des *Aufbruch* berichtet worden war.

Etwas Neues kommt in Gang: Selbstartikulation von Menschen mit Demenz

Kooperationspartner Demenz Support nahm im Rahmen des eigenen Arbeitsschwerpunkts *Hearing the Voice of People with Dementia* die beim *Aufbruch* sichtbar werdende Entwicklungslinie einer (politischen) Selbstvertretung und Selbstartikulation von Menschen mit Demenz auf. Dies mündete in deutschlandweiten Recherchen und schließlich 2010 in der Publikation *Ich spreche für mich selbst* wie auch in der Veranstaltung *Stimmig! Menschen mit Demenz bringen sich ein!*. Erstmals in Deutschland traten mit demenziellen Veränderungen lebende Menschen in derart prominenter, dann auch medial stark beachteter Weise ins Licht der Öffentlichkeit. Aktion Demenz war als Kooperationspartner an der Tagung beteiligt.

Eine Stadt gibt Gas: Aktionskampagne *Vergiss mein nicht*, Mannheim, 2009

Vom *Aufbruch* vielleicht noch zusätzlich beflügelt, doch bereits im Vorfeld auf die Schiene gesetzt, wagte sich Aktion Demenz gemeinsam mit dem Gerontopsychiatrischen Forum und weiteren Partnern in Mannheim auf neues Terrain. Mit einer Fülle von Veranstaltungen wollte das dortige Aktionsbündnis mit der Kampagne *Vergiss mein nicht* das Thema Demenz in die Stadt tragen. Das Motto *Demenz geht alle an!* gab die bürgerschaftliche Stoßrichtung vor. Die zahlreichen beteiligten Gruppen und Akteure hatten sich für eine außergewöhnliche Annäherungsweise entschieden – so für einen Sternmarsch als Auftakt, ein Konzert am Abend der Eröffnungsveranstaltung mit der Mannheimer Blues- und Rocksängerin Joy Fleming, eine Straßenbahnaktion sowie eine bunte Palette weiterer Kultur- und Informationsangebote. Die Veranstaltungen waren über das ganze Stadtgebiet und die einzelnen Stadtteile verteilt: Jeder Veranstalter verantwortete Finanzierung, Umsetzung wie auch die Inhalte seines Programmangebots selbst. Aktion Demenz war als externer Kooperationspartner mit dabei und unterstützte zusammen mit dem städtischen Büro für Sozialplanung und dem Gerontopsychiatrischen Forum unter der Schirmherrschaft der Stadt Mannheim das gemeinsam gestaltete Rahmenprogramm.

Mit von der Partie bei Eröffnungsmarsch und -veranstaltung waren auch Bewohnerinnen und Bewohner aus mehreren Mannheimer Pflegeheimen. Ebenso erwähnenswert – weil in der Tat bislang einmalig – ist, dass die Mannheimer Kampagne motivierte Menschen mit hohen Kompetenzen und Qualifikationen einband, die zu jenem Zeitpunkt auf der Suche nach einer (bezahlten) Beschäftigung waren. Möglich machten dies der zeitlich begrenzte Charakter der Kampagne und der administrative Zuschnitt der Stadtverwaltung, der die Bereiche Arbeit und Soziales in einem Dezernat zusammenfasst. Neben den freiwillig engagierten Profis aus der Pflege und anderen sozialen Bereichen trugen diese aktiven Unterstützerinnen und Unterstützer ganz wesentlich zum Gelingen der Kampagne bei. Mit dieser Besonderheit verweist die Mannheimer Kampagne auch auf die Breite bislang nicht ausgeschöpfter Möglichkeiten, die einer kommunalen Verwaltung grundsätzlich zur Verfügung stehen und die sich, wenn ebenso fair wie phantasie- und verantwortungsvoll genutzt, in eine Win-Win-Konstellation verwandeln lassen.

Für Aktion Demenz bot Mannheim die Gelegenheit, Erfahrungen mit der Umsetzung des Anliegens Demenzfreundliche Kommune in einem großen urbanen Raum zu sammeln. Unmittelbarer Ansprechpartner und Motor der Kampagne war das städtische Büro für Sozialplanung, aus dem heraus auch das Gerontopsychiat-

rische Forum koordiniert wurde. Dieses Netzwerk engagierter Einrichtungen und Menschen aus dem professionellen Bereich (Pflege bzw. Versorgung, Soziales) feierte im Jahr der Kampagne sein 15-jähriges Bestehen. Auch für das Forum erbrachte die Kampagne Überraschendes. Personen, die zuvor über Jahre viele Stunden miteinander in formalen Austausch- und Besprechungsrunden verbracht hatten, stellten nach Abschluss von *Vergiss mein nicht* fest: Die gemeinsame Arbeit in der Kampagne hat dazu geführt, dass man nun auch im normalen Berufsalltag über Trägergrenzen hinweg einfacher und deutlich weniger formell kommunizierte, sich auch einmal schnell und unbürokratisch unterstützte, wenn eine Notlage dies gebot. Eine willkommene Nebenwirkung kann man sich kaum wünschen!

Unterm Strich konnten Stadt und Aktionsbündnis (einschließlich Aktion Demenz) mit dem Ergebnis der Kampagne zufrieden sein. Zahlen sind nur unzulängliche Erfolgsindikatoren, dennoch: Das zehntägige Aktionsprogramm wurde von mehr als 5.000 Menschen genutzt, die lokale Presse hatte mitgezogen und laufend berichtet. Und, last but not least: Die Anstrengungen in Sachen Demenzfreundliche Kommune waren mit dem letzten Tag der Kampagne nicht beendet. So fand noch im gleichen Jahr im Rahmen einer Zusammenarbeit mit der örtlichen Hochschule eine Veranstaltung für Mitarbeitende des Öffentlichen Nahverkehrs in Sachen Sensibilisierung bzw. Kompetenzerweiterung statt. Ebenfalls noch 2009 trat auch der engagierte Sport- und Tanzlehrer Alexander Gipp mit einer Gruppe demenziell veränderter Menschen mit einer Tanzdarbietung auf dem Mannheimer Weihnachtsmarkt auf. Ob die vorübergehenden Besucherinnen und Besucher wohl bemerkten, dass es sich bei den älteren Tänzerinnen und Tänzern, die da zu *Saturday Night Fever* und anderen populären Hits auf der Bühne schwofen, um eine ganz besondere Tanzgruppe handelte? Dies spielt im Grunde keine wesentliche Rolle – wichtig war das Dabeisein und Mitmachen. Ein Stück gelebte Normalität, das diese Aktion eines Engagierten einfach Wirklichkeit werden ließ.

Zu den im Zusammenhang der Mannheimer Aktivitäten gesammelten Erfahrungen gehört aber auch, dass die in den langen Vorbereitungsmonaten gewachsenen Kontakte sich in der Zeit nach der Zusammenarbeit für die Kampagne verflüchtigten. Dies war weniger einem abflachenden Interesse geschuldet als vielmehr einem Personalwechsel im Büro für Sozialplanung. Walter Werner, der langjährige Leiter dieser Stelle, verabschiedete sich kurz nach Abschluss der Kampagne aus der Erwerbstätigkeit. Die sich nach einem solchen Einschnitt ergebende Interimsphase führte dazu, dass die weiteren Entwicklungen in Mannheim bei Aktion Demenz aus dem Blickfeld gerieten. So bedauerlich dies ist, so verbreitet ist es zugleich. Doch die

Welt der Aktiven in Sachen Demenz ist nach wie vor hinreichend überschaubar, so dass sich die Wege irgendwann wieder kreuzen dürften.

Einbau eines Zusatzmotors:

Das Programm *Menschen mit Demenz in der Kommune* (2009 ff.)

Ein wichtiger Profiteur des Aufbruchs und seines großen Erfolges war schließlich auch das Förderprogramm Menschen mit Demenz in der Kommune. Inhalte und Erträge des tatsächlich verwirklichten Programms sind im zweiten Teil dieses Buches ausführlich dargestellt und bedürfen keiner weiteren Kommentierung. Weder selbstverständlich noch alltäglich und deshalb zu unterstreichen ist dabei das Miteinander zwischen Förderinstitution und Aktion Demenz als bürgerschaftlich engagierter Initiative. Selbstredend wurden die Rahmenbedingungen für das Förderprogramm von den Spielregeln und etablierten Praxen der Förderinstitution geprägt. Doch obwohl der Begriff recht technokratisch anmutet, hat er an dieser Stelle seine volle Berechtigung im Sinne einer Qualitätsaussage: Die gemeinsam vorangebrachte Programmentwicklung und -durchführung können als gelungenes Beispiel von Ko-Produktion gelten.

1.5 Zwischenreflexion: Sensibilisierung in der Initialphase von Aktion Demenz

Sensibilisierung: Inzwischen begegnet man diesem Begriff fast überall, wo es um das Thema Demenz und das Anliegen der Verbesserung der Lebenssituation der hiervon Betroffenen geht. In der aktuellen Antrags- und Darstellungsrhetorik gehört er heute zur Grundausrüstung. Damit ist auch angedeutet, dass ein solcher Begriff stets in seinen besonderen zeitlichen und sozialen Koordinaten präzisiert und der gekennzeichnete Vorgang (des Sensibilisierens) als ein historischer, Veränderungen unterworfenen Prozess verstanden, der im Rahmen der jeweiligen Situation genauer bestimmt werden muss.

Ausschlaggebend für den Erfolg der Ausrichtung auf ›Sensibilisierung‹ in der Initialphase der Aktion Demenz war die Begeisterung engagierter Profis und Freiwilliger dafür, Demenz gleichsam aus dem abgeschotteten Dasein einer Paria-Thematik in die Mitte der Gesellschaft und mitten in das Gemeinwesen hineinzutragen. Ohne diese positive Resonanz, ohne die in diesem Kreis engagierter Profis und Freiwilliger vorhandene Sensibilität für die Sache der Menschen mit Demenz wäre diese Entwicklung nicht möglich gewesen.

Mit Blick auf eine interessierte Öffentlichkeit ging es darum, die aus Stigmatisierung, Angst, Scham und Verdrängung bestehenden Abschottungen aufzubrechen, mit denen das Thema umgeben ist und bis dato weitgehend aus der öffentlichen Auseinandersetzung gehalten wurde. Oder diesen Abschottungen zumindest erste Risse und partielle Öffnungen zuzufügen.

In gleicher Weise bedeutsam, wenn auch mit unterschiedlichen Gewichtungen interpretiert, war für die Anstrengungen zur Sensibilisierung das Motto »Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz«. Womöglich wird nicht jede/r für Aktion Demenz-Engagierte die Aussage, mit einer Demenz lasse es sich besser (als derzeit) leben, in dem Sinne unterschreiben, dass es sich mit Demenz gut leben lässt. Konsens kann aber in Bezug auf folgende Position unterstellt werden: Als Gesellschaft leben wir besser mit Demenz bzw. kommen wir besser mit dieser Erscheinung zurecht, wenn wir die existierenden Abschottungen aufbrechen und uns gegenüber der – gewiss unbequemen, partiell auch verstörenden – Thematik ebenso wie den betroffenen Menschen öffnen. Mit Blick auf das Ziel Sensibilisierung beinhaltet *Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz* damals wie heute die Erkenntnis, dass die herrschenden Haltungen und Einstellungen Teil des Problems sind und es darum gehen muss, sie so zu verändern, dass sie einen Teil der Antwort darstellen.

Sensibilisierung meinte also ein Aufweichen von in der Gesellschaft wie auch beim Einzelnen bestehenden Abwehrformationen gegenüber einer Auseinandersetzung mit der Thematik und von wirkmächtigen Vorannahmen und Voreinstellungen gegenüber Demenz. Sensibilisierung meinte und meint weiterhin eine Empfänglichkeit für Neues, was eine Bereitschaft für Veränderung vorhandener Haltungen und Einstellungen einschließt. »Einstellungen ändern sich, wenn Erfahrungen sich ändern«: Dieser Leitsatz war und ist für die Auseinandersetzungspraxis mit dem Thema Demenz im Sinne einer Sensibilisierung konstitutiv. Hier boten die frühen Aktionskampagnen wie auch später die geförderten (wie auch die beträchtliche Anzahl von nicht geförderten) örtlichen Initiativen erste Zugangsmöglichkeiten für andere und neue Erfahrungen, etwa über die gewählten ästhetischen und kulturellen Zugänge, aber auch durch die unmittelbare Begegnung mit demenziell veränderten Menschen im Rahmen gemeinsamer Aktionen (Malen, ein Wunschkonzert, ein Fest ...)

Der zitierte Leitsatz leitet sich aus der Auseinandersetzung mit der dem Wirken von Aktion Demenz vorgängigen Kampagne *Erinnern – Vergessen: Kunststücke Demenz* in der Stadt Moers ab¹. In der noch immer so aktuell wie lesenswerten Reflexion der Grundideen dieser Intervention des dortigen Stadttheaters schlägt Klaus Bremen (damals Geschäftsführer der Gesellschaft für soziale Projekte, Paritätischer

Wohlfahrtsverband NRW und in der Kampagne Aktiver) den wesentlichen Bogen zwischen eigenen, unmittelbaren Erfahrungen und »dem permanenten Verfertigen einer engagierten zivilen Gesellschaft«. Diese Betonung der Bedeutsamkeit des Lokalen und des konkreten, unmittelbaren Geschehens vor Ort stellt aus meiner Sicht einen wichtigen gemeinsamen Nenner von Aktion Demenz und dem Ansatz der Akteure in Moers dar. Die Dimension des eigenen, unmittelbaren Erlebens und der Auseinandersetzung mit anderen über diese Erfahrung hat ihre unverwechselbare Qualität und verleiht dem konkreten Handeln vor Ort seine herausragende Bedeutsamkeit. In diesem spezifischen Kontext meint Sensibilisierung auch die Anstiftung zum prozesshaften ›Verfertigen‹ einer solchen engagierten Gesellschaft und den Niederschlag sich verändernder Einstellungen und Haltungen in konkretes Tun.

Dies ist die eine – grundsätzliche und wesentliche – Seite der von Aktion Demenz angestrebten Sensibilisierung für das Thema Demenz. Das unmittelbare Geschehen an konkreten Orten – in Ostfildern, in Gießen, in Mannheim, in Esslingen etc. – lieferte aber auch den Nährstoff für eine zweite, für das Ziel Sensibilisierung wesentliche Entwicklung, nämlich für Veränderungen in der Thematisierung oder Nicht-Thematisierung wie auch in der Darstellungsweise der Demenz-Problematik in den populären Medien. Die Rolle der Medien in gesellschaftlich bedeutsamen Auseinandersetzungsprozessen: Dies ist ein weites, komplexes und umstrittenes Feld.

»Es ist wenig wahrscheinlich, dass unsere Gesellschaft und wir selbst in der Öffentlichkeits-Struktur von Leitartiklern und Talkshows ein neues und anderes Bild des Alters, des Alterns oder der Demenz entwickeln. Diese Art von Öffentlichkeit bleibt mit ihren stets wechselnden Themen und der Fragmentierung damit verbundener Erfahrungen meist weit entfernt von den Erfahrungen und der regionalen Realität der Zivilgesellschaft.«²

Die Einschätzung Klaus Bremens hat einiges für sich. Gleichwohl darf nicht außer Acht bleiben, dass mediale Darstellungen einen unerlässlichen Trägerstoff für die Schaffung und Verbreitung einer der Thematik gegenüber empfänglichen oder zu-

Einstellungen ändern sich, wenn Erfahrungen sich ändern

mindest empfänglicheren Atmosphäre darstellen. Und dass die Möglichkeiten der medialen Kommunikation und Auseinandersetzung mit dem Thema Demenz jenseits der Mainstream-Medien ein noch weitgehend brachliegendes Terrain für inno-

vatives, auf Veränderung gerichtetes Handeln darstellen. Die Auseinandersetzung um Demenzfreundliche Kommunen nährte das Aufkeimen und Anwachsen dieses Trägerstoffes. Wenn wir also die Frage zu beantworten versuchen, wohin wir mit unseren Anstrengungen für Demenzfreundliche Kommunen gekommen sind, muss die Rolle medialer Darstellungen und deren Veränderung Berücksichtigung finden.

1.6 Sensibilisierung qua medialer Aufmerksamkeit: Demenz in den bundesdeutschen Medien

Seit den Anfangstagen von Aktion Demenz hat das Bild von Demenz, haben die medialen Repräsentationen von Demenz einen Wandel durchlaufen. Die über lange Zeit vorherrschenden Vorstellungen sind nicht verschwunden, doch stehen ihnen nunmehr eine Reihe konkurrierender Bilder, Entwürfe und Denkfiguren gegenüber. Ohne dies mit einer Quantifizierung unterfüttern zu können, darf behauptet werden: Das Thema Demenz ist heute über seine unterschiedlichen medialen Repräsentationen samt ihrer spezifischen Genres und Formate in den Medien stärker präsent, als dies in den Anfangstagen von Aktion Demenz der Fall war. Mehr Präsenz meint hier nicht nur einen quantitativen Zuwachs, sondern – jenseits medialer Eigengesetzlichkeiten – auch eine gewisse Erweiterung in Bezug auf Vielfalt und Komplexität. Es geht keineswegs darum, einen simplen und linearen Ursache-Wirkungszusammenhang zwischen den Aktivitäten von Aktion Demenz und dem Kurswechsel der medialen Darstellungspolitik zu behaupten. Aber: Es darf mit Fug und Recht gesagt werden, dass die zur Schaffung Demenzfreundlicher Kommunen unternommenen Anstrengungen mitsamt der sie begleitenden Maßnahmen einen nicht unwichtigen Beitrag zu dieser Veränderung geleistet haben.

Eine ›Stunde Null‹ gibt es im Bereich medialer Darstellungen nicht. Möglich ist aber, ein markantes Moment der Medienberichterstattung als Ausgangspunkt für unsere Rückschau zu bestimmen. Ende 2007 befasste sich Heft 49 des Wochenmagazins *Stern* schwerpunktmäßig mit den Themen Demenz und Alzheimer. Als bestürzend empfanden einige Personen im Vorstand von Aktion Demenz vor allem die Titelstory von Frank Ochmann. *Das große Vergessen*, so deren Titel, wartete mit einer geballten Ladung ultra-negativer Bilder und Vorstellungen über Menschen mit Demenz auf. Das Cover der Ausgabe zeigte den Kopf einer nicht mehr jungen, altersmäßig jedoch schlecht einschätzbaren Frau in Großaufnahme. Auf der Stirn war ein Radiergummi zu sehen, der bereits deutliche Spuren seiner Aktivität hinterlassen hatte. Eine Kostprobe aus der Titelstory:

»Für viele ist es das schlimmstmögliche Ende: das Leben zu verlieren, lange vor dem Tod. Schon heute dämmern rund eine Million Demente in Deutschland dahin, Jahr für Jahr werden es mehr. Und auch ein Jahrhundert nach der Entdeckung der Alzheimer'schen Krankheit ist keine Heilung in Sicht.«

Ein Brief des geschäftsführenden Vorstands von Aktion Demenz, der deutlich auf die Rechte und Würde betroffener Menschen verletzenden Konnotationen der Titelstory hinwies und Autor und Redaktion auf ihre diesbezügliche Verantwortung ansprach, tropfte an den für Beitrag und Ausgabe Verantwortlichen ab. Im Antwortbrief hieß es, man betrachte die Berichterstattung des Hefts als insgesamt ausgewogen. Außerdem sehe man sich außerstande, die Kritik an den verwendeten Vorstellungen und den Verweis auf deren schädliche Wirkung nachzuvollziehen. Titelstory und Schriftverkehr legen nahe, dass die mit dem Thema befassten *Stern*-Redakteure die Idee vom (weißen, männlichen, bürgerlichen) autonomen Individuum hochhielten, das sich vornehmlich in den Kategorien des Kognitiven und der Ratio entwirft. Der Logik dieses Entwurfs entsprechend lassen sich demenzielle Veränderungen nicht anders fassen als in der Titelstory entfaltet. Anlässlich des publik Werdens der Alzheimer-Erkrankung des bekannten Tübinger Rhetorik-Professors Walter Jens waren die vom *Stern* angeschlagenen Töne wenig später zwar merklich moderater und feiner (so in einem Interview von Arno Luik, der Jens noch aus Studentagen persönlich kannte). Dies bricht jedoch nicht mit der die Texte des *Stern* aus dieser Zeit kennzeichnenden Unterscheidung zwischen ›Geist‹ bzw. ›Intellekt‹ einerseits und ›reiner Biologie‹ andererseits. Als Angriff auf den Geist bzw. Intellekt verstanden kann Demenz im Rahmen dieses gedanklichen Konstrukts nur als ultimative Katastrophe verstanden werden.

Um den negativen Wirkungen solcher übergreifend vorhandenen, wirkmächtigen Vorstellungen etwas entgegenzusetzen, veröffentlichte die EFID im Jahr 2012 eine Schrift, deren deutsche Fassung den Titel *Ich bin noch immer derselbe Mensch: Aufruf zu einer neuen Art der Kommunikation über Demenz* trägt.³ Grundlage dieser Publikation war eine Studie, die von einem Team belgischer Kommunikations- und Medienwissenschaftler durchgeführt worden war. Die als Aufruf formulierte Schrift bezieht sich in ihrer Einleitung auf das verbreitete Bild von Demenz, das den Autoren zufolge vielen Menschen schadet – am meisten denjenigen, die mit den damit bezeichneten Schwierigkeiten und Beeinträchtigungen leben. Von heute aus und um für den deutschen Zusammenhang korrekt zu sein, müsste man statt des Singulars einen Plural setzen: Viele der zahlreichen Bilder und Vorstellungen über Demenz und diejenigen,

die mit Demenz leben, die im gesellschaftlichen Umlauf sind, haben das Potential, beträchtlichen Schaden anzurichten. Das große Verdienst der Studie ist es, derartige Vorstellungen identifiziert und ihre negativen Wirkungen aufgedeckt zu haben. Mit Blick auf das *Stern*-Heft des Jahres 2007, aber auch auf aktuell erneut aufflackernde Debatten, hat sich eine Vorstellung (Kommunikationsforscher sprechen von einem »gedanklichen Gerüst« oder einem *frame*) als besonders wirkmächtig herauskristallisiert, nämlich die, dass eine Demenz dem Verlust all dessen gleichkomme, was uns zum Menschen macht.

»In diesem frame, der in unserer Gesellschaft weit verbreitet ist, wird Demenz als eine Krankheit betrachtet, die den Menschen seines Geistes beraubt – und damit dessen, was unser Mensch-Sein und unsere Identität ausmacht. Diese Vorstellung des Mensch-Seins entspricht dem klassischen dualistischen Ansatz von Descartes, der Körper und Seele [vielleicht sollte man statt »Seele« vielleicht besser »Geist« sagen, gk] voneinander trennt. Wobei die Seele [bzw. der »Geist« gk] überlegen ist, was in der berühmten Aussage »Ich denke, also bin ich« deutlich wird. Im Rahmen dieser Vorstellung ist auch die Forderung nach Sterbehilfe als »Lösung« zu betrachten – als ultimativer Triumph des Geistes. Innerhalb dieses frames werden häufig Metaphern wie »großes schwarzes Loch«, »endgültiger geistiger Kurzschluss«, »Pflanze« und »lebender Toter« für Menschen mit Demenz oder die Krankheit Demenz verwendet.«⁴

Vor diesem Hintergrund kann gelten: Die Titelstory des *Stern* markiert einen Status medialer Darstellungen und eine historische Phase, in der die Repräsentation der Befindlichkeit Demenz fast durchgängig an ein eindeutig negatives Vorzeichen geknüpft war. Dazu, dass die unumschränkte Herrschaft dieser Repräsentation aufgebrochen worden ist, hat auch Aktion Demenz mit ihren Aktionen, Publikationen und engagierter Kommunikationsarbeit mit interessierten Medienleuten ihren Teil beigetragen.

2009 erschien in der zweiten Jahreshälfte *Ist Altern eine Krankheit? Wie wir die gesellschaftlichen Herausforderungen von Demenz bewältigen* von Rüdiger Dammann und Reimer Gronemeyer. Das Buch stellt einen von mehreren fast zeitgleichen Versuchen dar, gegen die Medikalisierung des Phänomens Demenz anzugehen. Es ist auch ein Versuch, der für Demenzfreundliche Kommunen als einen möglichen Lösungsweg wirbt. Sein Erscheinen hatte unter anderem zur Folge, dass sich in der Geschäftsstelle von Aktion Demenz in Gießen die Anfragen von Medienvertretern häuften,

die wissen wollten, wo in Deutschland eine Demenzfreundliche Kommune besichtigt werden könne.

Eine zweite, für die Öffnung der Medien gegenüber anderen Bildern und Vorstellungen von Menschen mit Demenz bedeutsame Entwicklung, war die inhaltliche Arbeitsteilung, die sich nach dem Esslinger *Aufbruch* zwischen Aktion Demenz und *Aufbruch*-Partner Demenz Support Stuttgart gGmbH entwickelte. Während Aktion Demenz sich (neben der Durchführung des Förderprogramms) auf das Anliegen der Sensibilisierung, auf die »Änderung in den Köpfen« bzw. eine Veränderung von Einstellungen und auf die Sicht auf Demenz als eine soziale Herausforderung konzentrierte, machte man sich bei Demenz Support daran, die in Esslingen thematisierten Aspekte Selbstartikulation, Selbstvertretung und Selbstbestimmung sowie die Situation der unmittelbar Betroffenen genauer in den Blick zu nehmen. Die Bereiche Teilhabe und Einbezogenheit stellten und stellen ein von beiden Organisationen erkundetes Terrain dar, wobei zum Teil unterschiedliche Facetten aufgegriffen, Akzente gesetzt und Ausschnitte bearbeitet wurden und werden.

Eine (nicht nur) für die Entwicklung der medialen Repräsentationen von Demenz maßgebliche Entscheidung seitens Demenz Support Stuttgart war, sich in Deutschland auf die Suche nach Gruppen und Einzelpersonen zu begeben, die bereit waren, öffentlich darüber zu sprechen, was es bedeutet, mit einer Demenz zu leben. Die Ergebnisse dieser Recherche (die auch Blicke in andere Länder einschließt) wurden im Januar 2010 unter dem Titel *Ich spreche für mich selbst. Menschen mit Demenz melden sich zu Wort* veröffentlicht.⁵

Zeitgleich (Januar 2010) fand in Stuttgart die Tagung *Stimmig! Menschen mit Demenz bringen sich ein* statt. Organisator und zentraler Veranstalter war Demenz Support Stuttgart; Aktion Demenz war, wie auch die Alzheimer Gesellschaft Baden-Württemberg, als Partner dabei. Erstmals in Deutschland standen hier Menschen mit Demenz als Akteure im Zentrum einer themenrelevanten Konferenz. Sie waren als Hauptredner auf dem Podium ebenso zu finden wie im Saal als Mitglieder jener Gruppen Frühbetroffener, die in der gerade veröffentlichten Publikation das Wort ergriffen hatten. Christian Zimmermann, Unternehmer aus München und einer der ersten Alzheimer-Aktivisten in Deutschland, hatte bei der Tagung die Rolle des Schirmherrn inne. Außerdem waren einige seiner nach Diagnose-Stellung entstandenen Bilder bei der abendlichen Zusammenkunft in einem Club zu sehen.

Kurz nach *Stimmig!* erschien im Februar die erste Ausgabe von *Spiegel Wissen* des Jahres 2010. Unter dem Titel *Die Reise ins Vergessen. Leben mit Demenz* setzten die verantwortlichen Redakteurinnen, Annette Bruhns und Beate Lakotta, mit ihrer eben-

so gründlichen wie umfassenden Aufarbeitung der Thematik einen entscheidenden Kontrapunkt gegen herrschende Positionen à la *Stern*. Durch Kontakte im Vorfeld hatte man die beiden Journalistinnen bei ihren Recherchen mit Hinweisen unterstützen und ihnen den Zugang zu wichtigen Gesprächspartnern vermitteln können. Das mit einem breiten Themenfächer aufwartende Heft zeichnete ein differenziertes Bild der Demenz-Thematik. Unter den Beiträgen fand sich auch ein ausführlicher Artikel zu Aktion Demenz und dem Anliegen der Schaffung Demenzfreundlicher Kommunen, zu dessen Vorbereitung Annette Bruhns intensive Recherchen durchgeführt hatte.

Die Gespräche während der Vorarbeiten zum Heft erlaubten Aktion Demenz Einblicke in die äußerst unterschiedlichen Dimensionen, in denen man sich beim Schreiben für ein Fachpublikum (die ›Demenz-Szene‹) einerseits und für ein populäres (Wissens-)Magazin andererseits bewegt. Wie zu erfahren war, lag der verkaufsbezogene *Break even point* bei einem populären Magazin wie dem *Spiegel Wissen* zum damaligen Zeitpunkt bei ca. 120.000 Exemplaren. Bei aller Überzeugtheit vom Thema klang seitens der Journalistinnen diesbezüglich immer wieder eine gewisse Besorgnis dahingehend durch, ob es gelingen würde, eine hinreichend große Käuferschaft für das Demenz-Heft zu interessieren. Die dann erfolgende Resonanz auf diese Ausgabe ließ diese Sorge wohl als unbegründet erscheinen. Ein Indikator für eine große Nachfrage war u. a., dass die Beiträge des *Wissen*-Heftes im Oktober 2010 unter dem Titel *Demenz. Was wir darüber wissen, wie wir damit leben* bei der Deutschen Verlagsanstalt in Buchform aufgelegt wurden.

Neben den zahlreichen differenzierten Wortbeiträgen bestach am *Spiegel*-Heft auch seine visuelle Aufmachung. Einer der zentralen, innovativen Beiträge war ein ausführliches Gespräch mit Mitgliedern der damaligen Münchener Frühbetroffengruppe (unter ihnen Christian Zimmermann und Helga Rohra, die zu jenem Zeitpunkt noch unter dem Pseudonym Helen Merlin auftrat). Das Interview wurde durch eine Reihe äußerst stilvoller Porträtaufnahmen ergänzt, die gleichsam als Kommentierung der ernsten Thematik im düsteren Braun der Sepia-Fotografie gehalten waren. Im Kontrast dazu wählte man für das Titelbild des Hefts eine Aufnahme des Fotografen Michael Hagedorn. Dieser hatte sich in demenzbezogenen Zirkeln bereits einen Namen mit seinen Fotografien gemacht und 2009 in Berlin erstmals seine Aktivierungskampagne *Konfetti im Kopf* realisieren können. Summa summarum bot das *Spiegel*-Heft einer breiten Öffentlichkeit ein differenziertes Bild von Demenz und ein auch sozial und kulturell orientiertes Verständnis der Thematik.

In Deutschland wurde das Jahr 2010 über den Printbereich hinaus zum Jahr des Durchbruchs medialer Repräsentationen von Demenz, die dem vormals herrschenden, durch und durch negativen und die Betroffenen tendenziell dehumanisierenden Bild alternative Betrachtungsweisen an die Seite stellten. Ein weiteres, mit der Veranstaltung *Stimmig!* in einem direkten Zusammenhang stehendes Beispiel ist die Fernseh-Reportage *Alzheimer ohne Scham. Ein Mann stellt sich seiner Krankheit*, die der Südwestrundfunk am späten Abend des 20. März 2010 im Rahmen der Reihe *Menschen unter uns* ausstrahlte.⁶ Autor Thomas Klatt zeichnete darin ein halbstündiges Porträt von Christian Zimmermann, das auch dessen Rolle im Rahmen von *Stimmig!* dokumentierte. Ebenfalls im März erschien im Heft 9 des *Spiegel* ein mehrseitiges Gespräch, das Beate Lakotta mit Richard Taylor in Texas führte. Taylor war auch als einer der Hauptredner bei *Stimmig!* in Stuttgart dabei. Und eine weitere *Stimmig!*-Akteurin gab zu jener Zeit ihr Mediendebut: Helga Rohra, Münchnerin mit Demenz-Diagnose und angehende Demenz-Aktivistin, war am 26. Mai 2010 in der Talkshow von Markus Lanz zu Gast. Dies war der erste Liveauftritt einer mit einer Demenz-Diagnose lebenden Person im Deutschen Fernsehen.⁷

Es ist weder möglich noch für unsere Zwecke zielführend, die weiteren Entwicklungsstadien der Darstellung von Demenz und insbesondere der hiervon unmittelbar Betroffenen nachzuzeichnen. Mit den jüngsten Entwicklungen im Medium Film ist die Demenz-Thematik gar zum Kino-Kassenknüller avanciert: Laut einer Facebook-Meldung Til Schweigers vom 14. März 2015 hatte *Honig im Kopf* bis dahin 6,33 Millionen Besucher in die Kinos gelockt, was ihn zu seinem erfolgreichstem Film überhaupt macht.

Demenz ist zwischenzeitlich also mitten im medialen Mainstream angekommen. Mehr noch: Viele der Überlegungen, die im Rahmen der Initiativwerkstatt *Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz* zu Perspektivenwechseln angestellt worden waren, hat Til Schweiger mit untrüglichen Instinkt für den breiten Publikumsgeschmack treffende Effekte in Szene gesetzt. Aber hat das Gesamt der seit 2006 real erfolgten und medial vermittelten bzw. inszenierten Ereignisse auch zu mehr Sensibilität für das Thema geführt? Die Frage ist weniger leicht zu beantworten, als dies scheinen mag, unterm Strich gleichwohl zu bejahen. Hilfreich für eine Einschätzung, wo wir bei genauerer Betrachtung mittlerweile in Sachen Sensibilität stehen, sind Ergebnisse einer Repräsentativbefragung (1.795 Teilnehmende) aus dem Jahr 2013, die seither kaum an Aktualität eingebüßt haben dürften.⁸

Ermittelt wurden u. a. sowohl prosoziale Einstellungen zum Thema Demenz und zu den hiervon Betroffenen und zum anderen eher unter negativen Vorzeichen ein-

zuordnende emotionale Reaktionen. In den Bereich der ›prosozialen Einstellungen‹ gehört, dass 82 Prozent der Befragten angaben, Menschen mit Demenz gegenüber Mitleid zu empfinden. 83 Prozent stimmten der Aussage zu, ein Bedürfnis zu helfen zu verspüren, und knapp 60 Prozent sagten von sich, Menschen mit Demenz Sympathie entgegenzubringen. Aufschlussreicher als die reinen Zahlen ist jedoch, dass die ermittelten prosozialen Einstellungen im Vergleich mit anderen sozialen Gruppen wie Menschen mit Schizophrenien oder Depressionen um 20 Prozentpunkte höher liegen. Insgesamt schließen die Autoren für diesen Bereich auf eine positive Einstellung und Toleranz gegenüber Menschen mit Demenz, die aus ihrer Sicht »in diesem Ausmaß vielleicht nicht zu erwarten war«.

Problematischer sind dann die Befunde im Hinblick auf negative emotionale Reaktionen gegenüber Menschen mit Demenz: Knapp 25 Prozent der Befragten bekannten sich dazu, diesem Kreis von Personen gegenüber Angst zu empfinden; 38 Prozent stimmten zu, Verunsicherung zu verspüren, und 46 Prozent identifizierten ein Empfinden von Unbehagen als für sie zutreffend. Für die Autoren geben diese Teilbefunde deshalb Anlass zum Nachdenken, weil insbesondere Angst nachweislich zu Stigmatisierung und sozialer Distanz gegenüber Betroffenen und zu Scham und Verheimlichung bei Betroffenen beitragen kann.

Diesen Hinweisen der Autoren lassen sich weitere Überlegungen anschließen, die dem zunächst vielversprechend daherkommenden Wein weiteres Wasser beimischen. So wird im Rahmen der ›prosozialen‹ Einstellungen unter anderem eine Haltung wie Mitleid genannt, die sich nicht ohne Weiteres als durchweg positiv werten lässt. Mitleid dürfte hilfreich sein, wenn es darum geht, die Geldbörsen für Spendengelder zu öffnen. Als gute Grundlage dafür, für ›meinen‹ demenziell veränderten Mitbürger einzustehen und Formen ziviler Solidarität zu entfalten, taugt Mitleid aber kaum. Immerhin: In Sachen Sensibilisierung lassen sich mittlerweile Fragen wie die nach der angemessenen Form von Sensibilität im Sinne von Empfindlichkeit und Aufgeschlossenheit stellen.

Die Umfrage bestätigte auch den von anderen Studien ermittelten Befund, dass »Kontakt und Begegnung mit Betroffenen mit verstärkten positiven Reaktionen und geringeren Ressentiments assoziiert sind«⁹. Wie sich zeigte, waren bei den jüngeren Befragten (bis 40 Jahre) und bei Menschen ohne Erfahrung bzw. Kontakt mit Menschen mit Demenz Verunsicherung und Ängste stärker ausgeprägt als bei Personen, die über Erfahrungen im Umgang mit dieser Personengruppe verfügen. In dieser Hinsicht bestärkt die Empirie sowohl die Position als auch die Ausrichtung des Denkens und Handelns seitens Aktion Demenz im Sinne von Begegnung und

Veränderung durch unmittelbare Erfahrung und damit verbundene, kommunikativ verhandelte Lernprozesse. Vielleicht noch wichtiger: Sie untermauert auch die Bedeutsamkeit unmittelbarer Erfahrungen, die für eine stets in ›lebendiger Verfertigung‹ befindliche, jeweils konkret und spezifisch verortete zivile Gesellschaft ebenso vital wie unverzichtbar ist.

2. Auf dem Weg zu einer anderen Umsorgung?

2.1 Versorgung – Sorge – Care: Versuch einer begrifflichen Klärung

Im eingangs erwähnten Presse-Statement anlässlich der Gründung der Aktion Demenz wurde der Absicht einer verstärkten Sensibilisierung für das Thema Demenz das Vorhaben zur Seite gestellt, neue Wege im Umgang mit Menschen mit Demenz zu eröffnen. Dieser hier noch luftig anmutende Wille zur Erneuerung wurde mit der Zielrichtung einer anderen Art des Sorgens, einer anderen *Umsorgung* der im Zentrum der Aufmerksamkeit stehenden Personengruppe und als dezidierte Abkehr vom herrschenden Umgang und Denken im Sinne von *Versorgung* präzisiert.

Was macht den Begriff Versorgung derart kritikwürdig? Warum ist ›Versorgungsdenken‹ so problematisch? Das – über lange Zeit nicht hinlänglich begründbare – sich Stoßen am Begriff Versorgung begleitet mich seit Beginn der näheren Befassung mit der Demenz-Thematik. Die Suche nach beleg- und nachvollziehbaren Gründen hierfür verlief zunächst ergebnislos, was das Agieren im Feld Demenz nicht leicht(er) machte. Denn auf diesem Terrain kommt man am Begriff Versorgung nicht vorbei. Er ist so gut wie überall zugegen: so etwa in Gestalt der Versorgungsforschung oder der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Versorgungsformen oder -settings. Versorgung, so die Schlussfolgerung aus einer ersten, langen Auseinandersetzungsphase, stellt eine *Black Box* dar. Auch das ansonsten oftmals hilfreiche Online-Lexikon *PflegeWiki* kommt über eine Tautologie nicht hinaus:

»Die Versorgung kranker oder behinderter Personen ist eine umfassende Aufgabe, die von verschiedenen Berufsgruppen [insbesondere den Heilhilfs- und den Heilberufen] gemeinsam wahrgenommen wird. Dazu gehören ärztliche Versorgung, Hauswirtschaft, Pflege, Rehabilitation, Versorgung mit Medikamenten und Gegenständen des täglichen Bedarfs, alltägliche und juristische Betreuung. Je nach Land kann das Wort als Fachbegriff innerhalb des Gesundheitswesens eine spezielle Bedeutung annehmen.«¹⁰

Was aber, bitte schön, macht den Kern dieser umfassenden Aufgabe aus? Was soll das bedeuten, *Versorgung*? Hier schien kein Weiterkommen möglich. Ein anderer Weg des sich Abarbeitens am Begriff Versorgung führte aber doch zu einem Ergebnis. Schaut man sich Worterklärungen in – willkürlich herausgegriffenen – gängigen Gebrauchsllexika genauer an, so lassen sich mit großer Übereinstimmung zwei vorgeordnete Bedeutungskerne ausmachen: Da ist zum einen der durchgängig gesetzte Verweis auf das öffentliche Dienstrecht, d. h. die begrifflich gefasste materielle Sicherstellung der Beamten nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst (so etwa im *Großen Handlexikon* von Bertelsmann aus dem Jahr 1979). Zum zweiten nehmen die befragten Lexika auf Begriffe wie den der *Versorgungsbetriebe* Bezug, welche die Bevölkerung mit Energie, Gas und Wasser beliefern sowie die Abführung von Abfallstoffen sicherstellen. So wird Versorgung etwa im *ZEIT-Lexikon* an erster Stelle als »die Sicherung des Lebensunterhalts für Arbeitsunfähige, Ruheständler und Hinterbliebene und insbesondere die Maßnahmen des Staates zugunsten bestimmter eigener Bediensteter, vor allem geschädigter Personenkreise sowie aller alten Staatsbürger« definiert.¹¹ Mit Blick auf die zweite Bedeutungsdimension wird auf die *Versorgungswirtschaft* verwiesen. Neben die schon im Bertelsmann-Lexikon genannten Versorgungsgüter (Energie, Gas, Wasser) treten hier der öffentliche Nahverkehr und die *medizinische Versorgung* – was als deutliches Indiz für die Entwicklungen seit Erscheinen des Bertelsmann-Lexikons in den 1980er Jahren gewertet werden darf.

Die in den Gebrauchsllexika wiedergegebene Bedeutung von Versorgung stellt im Kern einen Bezug zu zwei unterschiedlichen Zusammenhängen her: zur Sicherung des Lebensunterhalts alter und abhängig werktätiger Menschen einerseits; und zur Bereitstellung von Gütern des grundlegenden Lebensbedarfs andererseits. Entscheidend ist nun, dass beide Bedeutungskerne in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und auf die Herausbildung des modernen Staates in seiner heutigen Prägung zurückweisen. Das prominente Erwähnen der Beamtenversorgung in den Umschreibungen der heutigen Wortbedeutung hat mit dem Umstand zu tun, dass die Beamten historisch gleichsam die ersten Rentner darstellen.¹²

Es steht außer Frage, dass die Sicherung des Lebensunterhalts alter Menschen eine immense soziale Errungenschaft darstellt. Doch schon rein sprachlich ist die ›Alters-Versorgung‹ nicht frei von Ambivalenzen. Neben die soziale Errungenschaft tritt der Tatbestand, dass Versorgung eine vormals bestehende, beidseitige Beziehung kappt und auf einen einseitig gerichteten Leistungsbezug verkürzt. Der so Versorgte kommt in den Genuss einer (auf vorangegangenen eigenen Leistungen beruhenden) Leistung; ein wie auch immer geartetes reziprokes Verhältnis ist ausgeschlossen. Ver-

sorgung in diesem Sinne erfolgt nach Ausschluss. Versorgt wird man. Dies bedeutet auch, dass vom Versorgten kein eigener Beitrag erwartet wird. In diesem Sinn Versorgte (nicht nur die hier betrachteten preußischen Beamten) sind Abgeschriebene.

Die zweite wesentliche Bedeutungsdimension (Stichwort Versorgungswirtschaft) hängt ebenfalls unmittelbar mit dem Herausbilden des modernen Staates (wie er sich in seinen Grundzügen bis heute darstellt) im späteren 19. Jahrhundert zusammen. Sie hat mit seiner damaligen Fundierung durch ein naturwissenschaftlich geprägtes Fortschritts- und Machbarkeitsdenken zu tun. Wie auch mit seinen diesem Zug geschuldeten technokratischen Tendenzen. In diesem Sinne kombiniert Versorgung das Bemessen, Planen und Zuteilen mit dem Berechnen von Bedarfen (an Gütern, Energie, etc.), Leistungen und Ansprüchen. Zentral ist hier die Einordnung (des zu Versorgenden) aufgrund der Erfüllung vordefinierter Kriterien in eine bestimmte Kategorie und hierüber der Zugang zu für diese Kategorie festgelegten Leistungen. Ausschlaggebend sind das System, der Staatsapparat, mitnichten der Bürger bzw. die Bürgerin und deren Bedürfnisse. Nur wenn der Einzelne die vordefinierten Kriterien einer bestimmten Kategorie (nach Status: Beamter der höheren Laufbahn, nach vordefiniertem Grad von Bedarf: Pflegestufe) erfüllt, besteht in Sachen Versorgung die Chance eines Zugriffs auf Güter oder Leistungen, die gegebenenfalls eine Passung mit den individuell vorliegenden Bedarfen aufweisen und deren Deckung erlauben.

Versorgung ist mithin ein Begriff, der in einer engen Beziehung mit dem obrigkeitlichen Staat als übergeordnetem Gemeinwesen steht. Versorgung ist ein Vorgang, der von menschlichen Beziehungen, von menschlichem Tun entkoppelt ist. Versorgung ist ein bürokratisches Verfahren und, im Kontext der Altersversorgung, sogar eines, das zudem an einen Ausschluss gekoppelt ist. Als solches kennt Versorgung keine Empathie, keine Wertschätzung, kein wechselseitiges Bezogensein. Versorgung steht, *summa summarum*, in einem eklatanten Widerspruch zu all dem, was den Kern des Sorgens oder, genauer gesagt, von *care* ausmacht und mit Blick auf Menschen mit Demenz (wie alle anderen mit einem beeinträchtigten Alter Konfrontierten) als essentiell erscheint: Beziehung, Bezogensein und Interaktion.

All dies lässt – hoffentlich – nachvollziehbar werden, warum Widerständigkeit gegen den Begriff Versorgung gute Gründe hat und was die Kritik an ihm begründet. Demenziell veränderte Menschen als Personen anzuerkennen, ihnen als einem menschlichen Gegenüber zu begegnen und sie in das soziale Ganze soweit irgendwie möglich und von ihnen erkennbar gewünscht einzubeziehen – so lässt sich vielleicht die Programmatik auf den Punkt bringen, die mit dem Angehen der Aktion Demenz gegen das ›reine Versorgungsdenken‹ verbunden war und ist. Wobei es sich versteht,

dass Anerkennung, Solidarität (um einen aus der Mode gekommenen, keineswegs jedoch überkommenen Begriff wieder ins Spiel der Bedeutungen einzubringen), Wertschätzung und Einbeziehung demenziell veränderter Menschen in einer Fülle von Spielarten und Varianten von Haltungen und Praxen in Erscheinung treten können.

Genau hier ist mit *Umsorgung* die programmatische Abkehr vom Versorgungsdanken markiert. Wobei Umsorgung aber kein bereits vorhandenes und fixes Konzept darstellt, sondern eher ein Dach liefert, unter dem unterschiedliche Entwürfe und Ausformungen im Rahmen der theoretischen und praktischen Auseinandersetzung ihren Platz finden können.

Dabei war und ist mit Blick auf die gesellschaftliche Debatte über Signalgeber wie ›Zivilgesellschaft‹ oder ›zivilgesellschaftliches Denken‹ ein emanzipatorisches Anliegen bzw. eine Aufforderung aufgezeigt und die Ausrichtung auf einen bestimmten Handlungsansatz angedeutet. Vom heutigen Standpunkt ist dieses Anliegen einerseits mit Unterstreichungen und Ausrufungszeichen zu versehen und mit einem lauten und uneingeschränkten »Ja« zu wiederholen. Andererseits, und mit Blick auf die zentrale Frage danach, bis wohin Aktion Demenz mit seinen Anliegen gekommen ist, steht eine kritische Auseinandersetzung mit den im Namen des ›zivilgesellschaftlichen Ansatzes‹ unterbliebenen Vereinnahmungen bis heute aus. Und auch eine tiefergehende Reflexion über die Möglichkeiten, die sich mit einem anderen als dem rein akademischen und auf konkretes Handeln ausgerichteten Ansatz derzeit auftun, lässt auf sich warten.

Persönlich fällt die von Anfang an mit gedanklich-theoretischen Vorbehalten behaftete prinzipielle Zustimmung zur Handlungsorientierung von Aktion Demenz heute in vielerlei Hinsicht enttäuschter, will heißen erfahrungsgesättigter und in der eigenen Position analytisch untermauerter aus. Was – zumindest bislang – tendenziell vernachlässigt wurde, ist danach zu fragen, wie genau es denn um die Sorge und das Sorgen jenseits staatlicher Versorgung und marktlicher Formen in dieser Gesellschaft bestellt ist. Wohlgemerkt: Dies ist kein Plädoyer dafür, jetzt, zum Zeitpunkt des Auslaufens des Förderprogramms, das Aufspüren und Entwickeln von konkretem Neuem zugunsten eines Rückzugs in die Gefilde der rein theoretischen Auseinandersetzung fahren zu lassen. Eher im Gegenteil. Aber: Es ist an der Zeit, eine auch analytisch und theoretisch differenzierte Auseinandersetzung mit dem Sorgen zu führen. Hierfür lässt sich aus der produktiven, inter- und multidisziplinär fundierten *Care*-Debatte vieles lernen und übernehmen. Erfreulicherweise häufen sich neuerdings die Bezüge zu dieser Debatte aus den wenigen auch theoretisch befassten Zusammenhängen im Feld Demenz. An dieser Stelle soll in notwendiger Weise ver-

kürzter Form auf ein paar zentrale Momente und Eckpunkte hingewiesen wurden, um diese für die weiteren Überlegungen und Schritte im Zusammenhang mit dem Thema Demenz und Ansätzen für eine neue ›Umsorgung‹ im Kontext einer älter werdenden Gesellschaft produktiv zu machen.

Was im Vergleich mit den Debatten im Bereich Demenz sofort ins Auge sticht, ist, dass die bundesdeutsche *Care*-Debatte mit dem Terminus »fürsorgliche Tätigkeiten« (als Analogie zum englischen *care*) operiert, der in den mit Demenz / älter werdende Gesellschaft befassten Veröffentlichungen nicht auftaucht. Das könnte teilweise damit zu tun haben, dass ›fürsorglich‹ aufgrund des Paternalismus, den ein derartiges Tun bereitstellende Institutionen historisch wiederholt an den Tag gelegt haben, als kontaminiert erscheint. Wenn also Bedenken gegenüber dem Konzept fürsorglicher Praxen durchaus nachvollziehbar erscheinen, so ist doch bedenklich wie bedeutsam, dass auch der Begriff der Sorge (verstanden als ein Äquivalent zu *care*) in einem Teil der Literatur zur Entwicklung unserer älter werdenden Gesellschaft gleichsam getilgt scheint. Im Zuge der Debatten um Autonomie, Teilhabe und Inklusion, um Dienstleistungen und Assistenzen scheint das Sorgen auf wundersame Weise überflüssig geworden zu sein. Doch wenn das Sorgen und fürsorgliche Tätigkeiten in bestimmten Kontexten zunehmend begrifflich aus dem Umlauf gezogen werden, kann auch das Bewusstsein von ihrer Bedeutsamkeit verblassen:

»Care kann als persönliche private Sorge für andere, für die Nächsten aus persönlicher Zuneigung und moralischer Verpflichtung geleistet werden, aber auch als berufliche Tätigkeit. Sie umfasst bezahlte und unbezahlte Sorgetätigkeiten, wobei Zeit und Güte, die Qualität der Zuwendung und menschlichen Anteilnahme nicht verrechenbar sind in Geld und Lohn. D.h. jedoch nicht, dass für diesen ›Mehr-Wert‹ nicht angemessene, wertschätzende Löhne zu zahlen wären. Doch wegen dieses sozialen Überschusses ist Fürsorglichkeit als soziale, ja ›demokratische Praxis‹, wie Joan Tronto sagt, lebensnotwendig und unverzichtbar für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und das allgemeine Wohl.«¹³

Care ist ein hohes Gut: essentiell für den individuellen Lebensbedarf wie auch für das soziale Miteinander. Wir bedürfen des Sorgens und fürsorglichen Tätigseins ebenso wie wir der Luft zum Atmen bedürfen. Und doch scheint sich speziell in den vergangenen Jahrzehnten eine bei genauerem Nachdenken seltsam anmutende Haltung gegenüber *Care*, dem Sorgen verbreitet zu haben: Auf der einen Seite steht das große »Ja« zum sorgenden, auch zum fürsorglichen Tätigsein, das nicht beim Bekennen

stehenbleibt, sondern sich, empirisch nachweisbar, auf vielerlei Weise durch viele konkretisiert. Auf der anderen Seite steht jedoch, dass wir als moderne autonome Individuen unsere liebe Not zu haben scheinen mit dem Angewiesensein. Alles, nur nicht Angewiesensein. Lieber sich eine Dienstleistung einkaufen als den Nachbarn oder Freund fragen. Seltsam, die verbreitete Bereitschaft, selbst Unterstützung zu leisten, etwas für einen anderen zu tun und es gleichzeitig für sich selbst nicht akzeptieren zu können, auf Hilfe oder das Sorgen anderer angewiesen zu sein. Dabei befähigt doch *Care*, das uns angediehene fürsorgliche Tun unseres sozialen Umfelds, erst dazu, uns als selbstbestimmte Individuen in die Welt und die Gesellschaft einzubringen.

Auf dem Weg zu einer anderen ›Umsorgung‹ sind wir in den Anfängen, stecken wir im Prozess. Es werden Fragen aufgeworfen, drängt sich der Verdacht auf, dass wir mit der Hürde eines zivilisatorischen Reifungsprozesses konfrontiert sind, mit der wir uns als Gesellschaft schwer tun. Die Philosophin Cornelia Klinger hat darauf aufmerksam gemacht: Es gibt eine lang zurückgehende Denktradition, die das Persönliche und Private im Vergleich mit dem Öffentlichen als geringer achtet. Ihre Wurzeln hat sie in einer Verachtung gegenüber dem Körper, die sich wiederum aus seiner Kontingenz nährt und somit aus »der Zufälligkeit und Hinfälligkeit des Lebens, aus seiner Anfänglichkeit und Endlichkeit, aus seiner Beliebigkeit, seiner Flüchtigkeit und Unberechenbarkeit, aus seiner Fragmentierung / Partikularität und der unübersichtlichen Vielfalt / Pluralität des Lebendigen«¹⁴. Und sie erinnert in diesem Zusammenhang an das uralte Herrschaftsprinzip, welches darin besteht, dass »die Aufgaben der Auseinandersetzung mit der Kontingenz resp. mit der obskuren, intransigenten und volatilen Materie [...] von oben nach unten, vom Herrn an den Knecht, von Mann an die Frau delegiert« werden¹⁵.

Der von Aktion Demenz geäußerte Wille, eine andere ›Umsorgung‹ auch und gerade für diejenigen zu entwickeln, deren beeinträchtigtes Altern sie in verstärkter Weise angewiesen, verwiesen sein lässt, führt zurück zu alten Fragen und ungeklärten Problemen. Sie lässt sich nicht einfach abschütten, die Frage nach der geschlechtsspezifischen Teilung und Verteilung gesellschaftlich notwendiger und unerlässlicher Tätigkeiten. Und sie muss, angesichts der Beharrlichkeit, in der sich gerade in Deutschland überkommene Muster tradieren und angesichts einer sich absehbar vergrößernden Altersarmut, die einen Teil der Frauen in ganz besonderer Weise trifft, auch im Sinne praktischen Eingreifens beantwortet werden.

Es war das Interesse an Fragen dieser Art und an der Identifizierung möglicher Anknüpfungspunkte für die Zeit nach Auslaufen des Programms *Menschen mit Demenz in der Kommune*, die mich im Sommer 2014 dazu motivierten, bei einer der Initi-

ativen vorstellig zu werden, die sich mir über die Anträge, die persönliche Begegnung mit ihren Vertreterinnen und Vertretern und durch die gemeinsame Auseinandersetzung in den übergreifenden Workshops in besonderer Weise eingeprägt hatten. Die per Mail vorgetragene Bitte, einen Tag als ›Berichterstatterin‹ und ›Zeugin‹ vor Ort verbringen zu dürfen, wurde positiv aufgenommen. Die Erfahrungen und Eindrücke sind in eine kleine Reportage eingeflossen, die an dieser Stelle als die zuvor angedeuteten Überlegungen und Aspekte konkret bereichernd eingebracht werden soll.

2.2 Von der Neuerfindung nachbarschaftlichen Miteinanders – eine Erkundung¹⁶

Spätsommer 2014, Regionalbahn ins Ostallgäu. Auf dem Programm steht ein Besuch bei NUZ, dem Verein für Nachbarschaftliche Unterstützung und Zeitvorsorge. In Pfronten-Ried soll ich aussteigen, hieß es in der Mail. Ried ist einer der 13 Ortsteile bzw. Dörfer, die zusammen die 8.000 Seelen zählende Gemeinde Pfronten bilden.

Und da erspähe ich sie auch schon vor dem winzigen Bahnhofsgebäude: Veronika Rist-Grundner, erste Vorsitzende von NUZ. Wir kennen uns aus Workshops im Programm *Menschen mit Demenz in der Kommune*. Da waren die Ostallgäuer von 2010 bis 2011 als eines der Förderprojekte dabei.¹⁷ 2014 hat die Europäische Stiftungsinitiative für Demenz (EFID) den Verein ausgezeichnet¹⁸: eine hohe und hoch verdiente Würdigung, die NUZ da zuteil geworden ist. Doch ich sollte nicht vorgreifen.

Es ist kein Zufall, dass diese Erkundungstour auf einen Dienstag fällt. So lässt sich das neueste Engagement von NUZ live miterleben: *Saltenanne*. Das ist Name und Ortsangabe zugleich. Ins Schriftdeutsche gebracht: »Das Haus der alten Nanne«. Konkret: eine kleine Erdgeschosswohnung, die NUZ Ende letzten Jahres angemietet hat. Wo vormals die Mutter des Vermieters wohnte, verfügt der Verein heute über zwei Räume inklusive Küche und Bad. Saltenanne ist so etwas wie die öffentliche ›Gute Stube‹ von NUZ. Hier findet u. a. seit Januar 2014 immer Dienstagnachmittags ein *Hoigarte* statt. Für Nicht-Allgäuer: Das ist ein gesellig-lockeres Miteinander, »wo ältere Menschen zusammenkommen, einander zuhören, miteinander *hoigarten*, sich gegenseitig unterstützen und wenn nötig auch Rat und Hilfe finden«¹⁸.

Bürgerengagement: Blinde Flecken im herrschenden Blick. Über Freiwilliges Engagement wird viel geschrieben und geredet. Die eklatante Schieflage, die sich in diesem Feld in Sachen Gender auftut, wird allerdings kaum jemals thematisiert. Im klassischen Ehrenamt ist die Männerdichte vor allem dort bemerkenswert hoch, wo Einfluss und gesellschaftliche Anerkennung winken (und Aufwandsentschädigungen oftmals selbstverständlich sind), nämlich in den Leitungsfunktionen von Ver-

einen und Verbänden, bei den Schöffen und Laienrichtern.²⁰ Auch im Bereich Sport und in der institutionalisierten Seniorenvertretung haben Männer die Nase vorn. Wo es allerdings um Kinder, Gesundheit und Soziales geht, wo freiwilliges Mitpacken in zunehmendem Maße nötiger ist, wird es ziemlich dünn mit der Beteiligung von Männern. Hier geht das Freiwilligenengagement zu zwei Dritteln auf das Konto von Frauen. In der Selbsthilfe sind es sogar 70 Prozent der Sorge- und Kümmerarbeit, die von Frauen geleistet wird.²¹

Sorge übernehmen, sich kümmern: Das ist für eine Gesellschaft elementares Tun, welches im Rahmen der herrschenden kulturellen Logik der als ›weiblich‹ gesetzten Sphäre zugeordnet ist. Sie ist tief ins Denken eingebrannt, diese binäre Gender-Logik. Einerseits gilt, dass das gesellschaftlich vorherrschende Handeln noch immer dieser Logik verpflichtet ist. Andererseits ist klar, dass genau dieses Denken und Handeln nicht zukunftsfähig ist. Allein schon das Älterwerden der Menschen und die Zunahme an demenziellen Veränderungen lassen alltagstaugliches mitmenschliches Kümern, die kleinen, beiläufigen nachbarschaftlichen Hilfestellungen schon heute zu in einem hohen Maße vermissten bzw. gesuchten Gütern werden. Umso nachdenklicher macht der Blick auf den *Gender-Gap* im Bereich des Bürgerengagements. Wo also geht es hin mit der mitmenschlichen Unterstützung und den kleinen Hilfestellungen für diejenigen unter den Älteren, die ihren Alltag nicht mehr alleine bewältigen können und die doch gerne dran bleiben möchten am Leben vor Ort?

Oft sind es die krummen Wege, die zu den besseren Zielen führen. NUZ geht auf eine langjährige Freiwilligenarbeit rühriger Bürgerinnen und Bürger zurück. Sich zusammentun, um die Situation und sein Leben vor Ort mit den eigenen Kräften und nach eigenen Wünschen zu gestalten, ohne sich dabei von Vorschriften oder Regelungen ›von oben‹ gängeln zu lassen – so könnte man die Leitvorstellung auf den Punkt bringen. Im Zentrum stand der Gedanke einer erweiterten Nachbarschaftshilfe in Form eines Tauschrings. Die damaligen Aktiven befassten sich aber auch schon früh mit Überlegungen zu einer Art lokaler Graswurzel-Altersvorsorge. Schon damals war daran gedacht, einen Teil der im Tauschring erarbeiteten Stunden über längere Zeit anzusparen und auf einem separaten Treuhandkonto zu hinterlegen. So könnten die Tauschring-Mitglieder selbst Hilfe in Anspruch nehmen, sollten sie ihren Alltag im Alter nicht mehr vollständig alleine bewältigen können. 2008 waren die Voraussetzungen für die neue Ausrichtung geschaffen; NUZ e. V. war gegründet und die unabdingbare Zusammenarbeit mit anderen örtlichen Einrichtungen etabliert. Der Verein ist explizit auf nachbarschaftliche Unterstützung älterer Mitbürge-

rinnen und Mitbürger vor Ort ausgerichtet und bietet im Bedarfsfall Hilfestellungen ohne direkte Gegenleistungen an.

Beim Saltenanne. Pfronten-Steinach, Bäckerweg 5. Von außen ein Haus wie jedes andere hier im Dorf. Drinnen: ungeschminkte Heimeligkeit. Die Möbel alt, nicht antik. In der Zimmerecke der Gekreuzigte. Die Atmosphäre: wohltuend anders als die der Gemeindesäle und sonstigen institutionellen Umgebungen, in denen die meisten öffentlich unterstützten Versorgungsangebote angesiedelt sind. Aber es ist auch nichts auf Wohnlichkeit gestylt. Hier hatte kein Designer die Hände im Spiel.

In den beiden Stuben sind um die 25 Personen um die eingedeckten Tische versammelt. In einem Eck, ein wenig separiert, sitzt eine Gruppe von Männern. Erst auf den zweiten Blick sind Gitarre und Akkordeon erkennbar. Unter den Musikern ist auch Kraini, einer der NUZ-Aktiven, der nicht nur Musik macht, sondern auch den einen oder anderen Vers verfasst. Eines seiner Werke, das Saltenanne-Lied, preist die neue NUZ-Erfindung. Er stimmt es an und alle singen mit.²²

Überhaupt: Alle sind gefragt, Männer und Frauen. Jede und jeder kann sich nach eigenem Können und Wollen einbringen. Jede kann, keiner muss. Man kann auch einfach da und dabei sein. Und so wird es auch gehandhabt: NUZlerinnen haben Kuchen gebacken und Kaffee gekocht. Beides wird nach der musikalischen Eröffnung kredenzt. Die Fäden des ungezwungenen Miteinanders laufen fast unmerklich in den Händen von Elke Bansa zusammen. Sie verantwortet diese besondere Unternehmung. Bei NUZ weiß man, wo fachliches Know-how von Nöten ist. Frau Bansa bringt viel Fachkompetenz und Erfahrung aus den Bereichen Altenpflege und Hospizarbeit in ihre Aufgabe mit. Zu dem von ihr moderierten Gespräch hat so manche/r Anwesende etwas beizusteuern. Und fast alle tun mit, als es dann später ums gemeinsame Raten geht. Bis auf die Damenrunde, die es sich beim ›Karteln‹ in der kleineren Stube nebenan gemütlich gemacht hat.

NUZ e. V.: Nützlich sein – gebraucht werden – dazugehören – Hilfe bekommen. Zu den regelmäßigen Förderern des Vereins zählt auch die Gemeinde Pfronten. Die Zusammenarbeit verlief von Anfang an auf der sprichwörtlichen ›Augenhöhe‹ und wird von beiden Seiten als Bereicherung empfunden. Die Art, wie Veronika Rist-Grundner über dieses wichtige Miteinander berichtet, signalisiert unmissverständlich: Hier geht es beiderseits nicht um Lippenbekenntnisse. Auch der Austausch mit Bürgermeisterin Michaela Waldmann am nächsten Tag vertieft den Eindruck, dass hier eine Beziehung auf der Grundlage gegenseitiger Wertschätzung und gegenseitigem Vertrauens gelebt wird. Ungemein wertvoll, keineswegs alltäglich.

Als Verein kann NUZ Spenden entgegennehmen und Fördermittel einwerben. Mit Hilfe der eingeworbenen Mittel werden die Leistungen der Aktiven mit Geld hinterlegt, die in Pfrontens 13 Dörfern sozial, kulturell oder, bei kleineren Dingen, auch einmal handwerklich tätig werden. Rist-Grundner: »Wir wollen insbesondere die älteren Menschen vor Ort dazu anregen und ermutigen, ihre Erfahrungen, Talente und Fähigkeiten in das soziale Leben einzubringen.« Das heißt: Den vor Ort vorhandenen Reichtum dessen sichtbar machen, was Menschen beitragen (können) – sei es sozialer, kultureller, erfahrungs- und wissensbezogener oder praktischer Natur. Ein zweiter, ebenso wichtiger Aspekt ist das Aufeinander-Bezogensein: Wer bei NUZ tätig wird und nach anderen schaut, tut auch etwas für sich selbst. Und das ist keineswegs nur ideell gemeint: Jede für NUZ aufgewendete Stunde wird auf einem Zeitkonto gut geschrieben. Jeder/r Einzahlende kann seine Stunden – sofort oder irgendwann in der Zukunft – gegen Leistungen und Dienste anderer eintauschen. So bleiben Geben und Nehmen ausgewogen.

Auch das ist möglich: Einer der Aktiven erzählte Veronika Rist-Grundner von einer Weiterbildung, die ihn faszinierte, jedoch weit außerhalb seiner finanziellen Möglichkeiten lag. Die NUZ-Vorsitzende wies den Mann auf die Möglichkeit hin, sich einen Teil der von ihm geleisteten Stunden auszahlen zu lassen. Ihm selbst wäre dies nie in den Sinn gekommen – umso überwältigender die Möglichkeit, sich mit seinem Engagement bei NUZ seinen großen Wunsch erfüllen zu können.

Gefragt: Neue Denkmodelle gesellschaftlich notwendiger Tätigkeiten. Die Anzahl der für NUZ leistbaren Stunden pro Woche ist generell begrenzt. So bleibt das Modell finanzierbar. Die Verantwortlichen achten darauf, dass erbrachte Stunden tatsächlich auch verbucht werden. Vor allem bei Frauen erlebe sie immer wieder eine große Scheu, sich ein »einmal nach dem Rechten schauen« als Leistung anrechnen zu lassen, so Rist-Grundner. »Das ist doch selbstverständlich«, »Das braucht man doch nicht aufzuschreiben« – solche Sätze begegnen ihr in ihren Gesprächen immer wieder. Auf der Dokumentation jeder geleisteten Stunde zu bestehen, hat nichts von einer kleinkrämerischen Mentalität des Aufrechnens. Es geht schlicht um das Sichtbarmachen der so essentiellen Tätigkeiten des Nach-anderen-Schauens und Andere-Einbeziehens. Damit steuert NUZ vor Ort einer übergreifenden gesellschaftlichen Tendenz entgegen: Sorgearbeit, eine noch immer überwiegend von Frauen erbrachte Leistung, wird systematisch unsichtbar gemacht. Oder aber sie wird vordergründig anerkannt, um sie dann umso entschiedener auf die hinteren Ränge des gesellschaftlich Bedeutsamen zu verweisen: »Ja, sicher wichtig, aber halt ein ›weicher‹ Faktor.« Dieses Denken sitzt tief – sogar bei denjenigen, die einen Großteil ihrer Lebenszeit

dieser Art von Tätigsein gewidmet haben (»Das ist doch nichts.«). Fakt ist: Der monetäre Wert unbezahlter Arbeit macht rund Dreiviertel des regulären Bruttoinlandsprodukts aus!²³ In seiner praktischen Art geht NUZ gegen die Auswirkungen gesellschaftlicher Fehlstellungen an: Die Dokumentation der erbrachten Leistungen ist eine Absicherung. Die insbesondere für die bei NUZ engagierten Frauengenerationen nicht zu unterschätzen ist. Es sind ja oftmals die Frauen, die im Alter schlechter abgesichert sind und alleine zurückbleiben. Und denen trotz ihres Einsatzes für andere im Alter Armut droht.

Angewiesen sein: Kein Ding! Am Abend lassen wir die Eindrücke des Nachmittags gemeinsam Revue passieren. Wie hat NUZ es eigentlich geschafft, die im ländlichen Umfeld so verbreitete Einstellung zu knacken, der zufolge die Familie alles, was sie betrifft, alleine lösen muss? Wie stellt man so etwas hier auf dem Land auf die Beine, wo altersbedingte Schwächen und Beeinträchtigungen womöglich noch stärker als in der Stadt stigmatisiert und mit Scham besetzt sind? Hierzu erteilt NUZ eine beachtenswerte Lehre. Den Beobachtungen von Rist-Grundner zufolge haben die Zuzüge der letzten Jahre, insbesondere die aus den neuen Bundesländern, eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Als Neulinge in einer fremden Umgebung waren die ›Zugezogenen‹ sehr viel stärker auf Kontakte nach außen und ein außerfamiliales Miteinander angewiesen als die in ihren Beziehungsgefügen fest situierten ›Einheimischen‹. Bedeutung hatte vielleicht auch die mitgebrachte Lebenserfahrung aus ressourcen- und konsumärmeren Zeiten vor dem Fall der Mauer, in denen der familienergreifende, private Austausch vorhandener Fertigkeiten dabei half, das tägliche Leben zu sichern und aufrechtzuerhalten. Doch wie auch immer, NUZ zeigt: Die besseren Haltungen und zukunftsfähigeren Konzepte haben Zukunft!

2.3 Neues Kümmern braucht das Land – eine andere Lebensweise entwickeln

Noch einmal ist Zeit ins Land gegangen, nicht zuletzt angefüllt mit weiterem Nachdenken darüber, was für Aktion Demenz, was für die eigenen Anstrengungen als nächste Schritte folgen sollte bzw. müsste. Dies nicht gänzlich unbeeinflusst von dem, was sich im Feld Demenz derzeit als die große Errungenschaft präsentiert: die Formierung einer hochkarätig besetzten *Allianz für Menschen mit Demenz*. Renommiertere Organisationen, hochmögende Institutionen und Institute, prominente Vertreter von Expertenkreisen und -gremien in Politik und dem, was sich als Zivilgesellschaft ausweist: Sie alle haben sich zusammengetan, um die »Herausforderung Demenz« mit vereinten Kräften zu meistern. Es wurden eindrucksvolle Darstellungen dessen

publiziert, was die versammelten Akteure bereits an Wunderdingen tun und der Wille bekundet, das »Unterstützungs- und Versorgungssystem« zum Wohle der Betroffenen zu gestalten. Ausdruck großer Einigkeit und Entschlossenheit. Über die Schnittmenge zwischen der dort formulierten Ausrichtung des Weges zu Verbesserungen im Feld Demenz, meinen eigenen Überlegungen und den von Aktion Demenz formulierten Positionen besteht meinerseits große Unsicherheit. Darüber, ob aus den vollmundigen Absichtserklärungen Positives resultieren wird, kann derzeit nur spekuliert werden. Sicher ist: Die in Bezug auf die Anstrengungen von Aktion Demenz formulierte Frage »Bis wohin sind wir gekommen?« habe ich im Hinblick auf die eigene Auseinandersetzung beantwortet. Ein Großteil meines theoretischen Interesses und praktischen Engagements hat mit der Notwendigkeit eines bürgerschaftlich weiterzuentwickelnden Sich-Kümmerns und mit der Frage zu tun, was im Zuge der größeren gesellschaftlichen Entwicklungen mit dem Sorgen in unserer Gesellschaft derzeit geschieht. Ich bin nicht die Einzige, der sich dies als eine der zentralen Zukunftsfragen darstellt, die gerade den Bereich Demenz im Kern berührt. Ich vermag nicht zu sehen, dass diese Thematik im Rahmen der politischen Willensbekundungen und gewichtigen Allianzen zivilgesellschaftlicher Player auch nur ansatzweise in den Blick gerückt worden ist.

Es ist die Frage zu stellen und zu beantworten, wie es mit dem Sich-Kümmern und Sorgen, wie es mit *Care* als einer vitalen sozialen Ressource bestellt ist. Was haben die großen Umbrüche der letzten Jahrzehnte, allen voran die Verdinglichung und Vermarktlichung fürsorglicher Tätigkeiten bei den Menschen bewirkt?

Es gibt so vieles Ungeordnetes, Undurchschautes, was hier miteinander in Beziehung zu setzen wäre. Wir wissen sehr wenig Konkretes darüber, wie es mit dem Sich-Kümmern – insbesondere um die Alten und diejenigen, die mit Demenz leben – in den unterschiedlichen privaten Zusammenhängen konkret bestellt ist. Wie genau sorgen Menschen für sich und diejenigen, die ihrer Aufmerksamkeit, Zuwendung und Unterstützung bedürfen? Die feministische Forschung hat hier generell für die hochgradigen Ambivalenzen des privaten Bereichs sensibilisiert. Wir sind uns der Existenz von Gewalt im Bereich Pflege (die generell beidseitig vorhanden, keineswegs aber als gleichgewichtig einzuschätzen ist) bewusst, befinden uns aber in Bezug auf private Verhältnisse eher auf der Ebene von Ahnungen als einer des konkreten und belegbaren Wissens. Andere Problemfelder lassen sich mit Wissen belegen: etwa die Zumutungen und Härten, mit denen insbesondere hochaltrige Paare konfrontiert sind, bei denen ein Partner mit demenziellen Veränderungen lebt. Doch wie sehen unterschiedliche Generationen und soziale Gruppen das Sich-Kümmern um

andere – insbesondere für die Alten? Welchen Einfluss haben die gestiegenen Anforderungen an die eigene Verfügbarkeit für den Beruf und die Erwerbsarbeit auf das sich kümmern? Was hat sich in den privaten Zusammenhängen in den vergangenen Jahren mit Blick auf die Verteilung von Sorgeverantwortung getan? Was brauchen Menschen, damit sie gut für sich und andere sorgen können? Kann man lernen, sich (mehr oder besser) zu kümmern? Wo wäre das wie zu vermitteln?

Das Fragen, die Notwendigkeit eines genaueren Hinschauens wie auch der gesellschaftlichen Analyse sind das eine. Das andere ist das Erfordernis, *Care*, das sich kümmern und fürsorglich Tätigsein zu stärken. Und zwar in einer Weise, die der tendenziellen Auflösung zwischen Öffentlichem und Privatem Rechnung trägt und somit im Bereich des ›Zivilgesellschaftlichen‹ verortet ist, allerdings ohne sofort vom Bestehenden, etwa in Form des etablierten Hilfesystems, vereinnahmt zu werden.

Hier hat die Erkundung von NUZ Früchte getragen: Wieso soll so etwas eigentlich nur im Allgäu funktionieren? Die Grundidee ist doch wohl mit Sicherheit exportierbar! Freilich: Eine unabdingbare Erfolgsvoraussetzung ist die Zusammenarbeit mit der lokalen Politik und die Offenheit dafür, hier im Falle signalisierter Kooperationsbereitschaft ein Stück weit in den Vertrauensvorschuss zu gehen. Um dann vorsichtig, zeitlich und sachbezogen abgesichert, zu erproben, ob und inwieweit ein derartiges Bündnis tragen kann. Hierfür wird der eine oder die andere ein Stück weit über den eigenen Schatten springen müssen. Überhaupt: Das Sich-Einlassen auf die konkreten – nicht nur politischen – Verhältnisse vor Ort stellt womöglich ein von nicht wenigen über Jahre gemiedenes Terrain dar. Aber es ist auch der Boden, auf dem wir mit dem Uns-Kümmern um die Älteren und ganz Alten von heute und morgen am erfolgversprechendsten stückweise weiterkommen.

Dies, so scheint mir, ist eine gute Vision nächster Schritte (es gibt gewiss zahlreiche andere): etwa in Form des Entstehens eines bunten Vielerleis an Varianten und Variationen der genossenschaftlichen Grundidee von NUZ. Dies kann an den unterschiedlichsten Orten in diesem Land geschehen – womöglich auch an solchen, an denen man dies am wenigsten erwartet hätte. Zu bewerkstelligen wäre es von Bürgerinnen und Bürgern, die das Sich-Kümmern um das eigene Leben und das von anderen in den für sie überschau- und beeinflussbaren Zusammenhängen in die eigenen Hände nehmen – nicht zuletzt, weil sie erkennen, dass es erwachsenere und sehr viel sinnvollere Wege gibt, als den Kopf in den Sand zu stecken und zu hoffen, dass der Kelch eines beeinträchtigten Alters an einem selbst wie auch dem eigenen Umfeld vorübergehen möge. Eine entscheidende Ergänzung und Weiterentwicklung des NUZ-Ansatzes wäre die, möglicherweise an anderen Orten vorhandene ähnliche

Initiativen aufzuspüren, ihre weitere Vermehrung anzuregen und all diese örtlichen Anstrengungen miteinander in Beziehung zu setzen. Damit das, was man an Ort A an Engagement und Verantwortungsübernahme eingebracht hat, einem im Falle eines Ortwechsels – zumindest im Kern – an Ort B zugutekommen kann, falls man dort der Sorge und Unterstützung bedarf. Das ist eine Idee, die sich im Austausch mit sehr viel jüngeren Gesprächspartnern über Engagement entwickelt hat. Diese wiesen auf die Schwierigkeit hin, sich in jungen Jahren (etwa während Ausbildung und Studium) auf einen Ort und auf lokales Engagement einzulassen, wenn klar ist, dass man diesen Ort aller Wahrscheinlichkeit nach hinter sich lassen wird.

Es wird nicht leicht sein, diese Vorstellung vor Ort anzugehen und umzusetzen, wenn man gleichsam bei Null ansetzt, weil man außerhalb der etablierten Hilfesammenhänge steht und die eigene Unabhängigkeit zu wahren gedenkt. Aber genau hierauf käme es an: dass auch Bürgerinnen und Bürger, die noch nicht unmittelbar mit der Thematik befasst sind, sich in einem für sie akzeptablen Umfang und im Rahmen von Aktivitäten, an denen sie Gefallen finden, in das Sorgen und das sich mehr Umeinander-Kümmern hineinbegeben. Nicht, um das auszugleichen, was bei bürokratisch-technokratischen und rationalisierenden Streichungen im Versorgungsapparat wegbricht, sondern um ein Stück weit dafür zu sorgen, dass Menschen mit Demenz wie auch andere, die auf Hilfe angewiesen sind, ins Leben vor Ort einbezogen bleiben und dieses ein Stück weit mit ihnen zu teilen.

Mithin lautet die Aufgabe also: Sorge(n) durch Vorleben, Vormachen stärken – in unabhängigen Formen, frei von Gängelei, so dass mein Kümmern in einer Weise geschieht, die mir und meinen Wünschen entspricht. Gut, wenn das Kümmern dabei so organisiert wird, dass ich eines Tages in den Genuss komme, von anderen etwas zurückzubekommen, so ich dessen bedarf.

Aufgrund des Weges, den Aktion Demenz in den vergangenen Jahren zusammen mit vielen zurückgelegt hat, die der Idee eines besseren Lebens mit Demenz verbunden sind, stehen wir nicht mehr am Anfang. Aber wir haben einen neuen Punkt erreicht, an dem das Weitergehen neue Formen finden muss. Wo die Dinge womöglich mühsamer werden. In jedem Fall befinden wir uns wieder an einem Punkt, an dem Entscheidungen über die Richtung getroffen werden müssen, die wir einschlagen möchten: weiter in Richtung Versorgung oder hin zur Stärkung der Lebenssorge.

» Es ist besser, eine Kerze anzuzünden, als der Dunkelheit zu fluchen. «

Konfuzius

Anmerkungen

- 1 Bremen, Klaus [2007]. Vom allmählichen Verfertigen einer engagierten zivilen Gesellschaft. Zu den Grundideen der Kampagne »Erinnern-Vergessen: Kunststücke Demenz«. In: Bremen, Klaus; Greb, Ulrich (Hrsg.): Kunststücke Demenz. Ideen – Konzepte – Erfahrungen. Essen, Klartexte Medienwerkstatt, 13–30.
- 2 Ebd., 24.
- 3 De Rynck, Patrick; Rondia, Karin; Van Gorp, Baldwin [2011]. «Ich bin noch immer derselbe Mensch.» Aufruf zu einer neuen Art der Kommunikation über Demenz. Herausgegeben von der European Foundations' Initiative on Dementia (EFID): Übersetzung und Edition: Karin Rondia und Baldwin Van Gorp. Deutsche Fassung erhältlich über die Website der Robert Bosch Stiftung: http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Broschuere_Framing.pdf [Zugriff Mai 2015].
- 4 De Rynck et al. 2011, 19.
- 5 Demenz Support Stuttgart (Hrsg.) [2010]. »Ich spreche für mich selbst«. Menschen mit Demenz melden sich zu Wort. Frankfurt/Main: Mabuse Verlag.
- 6 Die Sendung wurde von anderen Regionalprogrammen übernommen und an ähnlichen Sendeplätzen ausgestrahlt.
- 7 Im Jahr 2012 erschien das Buch Aus dem Schatten treten. Warum ich mich für unsere Rechte als Demenzbetroffene einsetze. Der Text wurde von Helga Rohra in enger Kooperation mit Falko Piest erstellt, der sich als »Schreib-Assistent« verstand und zur Verfügung stellte. Das Buch erschien beim Mabuse Verlag und stieß auf große Resonanz.
- 8 Christopher Kofahl, Daniel Lüdecke, Benjamin Schalk, Martin Härter, Olaf von dem Knesebeck [2013]: Was weiß und denkt die Bevölkerung über Alzheimer und andere Demenzerkrankungen? In: Gesundheitsmonitor. Ein Newsletter der Bertelsmann Stiftung und der Barmer GEK [März]. Abrufbar unter <http://presse.barmer-gek.de/barmer/web/Portale/Presseportal/Subportal/Presseinformationen/Archiv/2013/131010-Gesundheitsmonitor-Demenz/Gesundheitsmonitor-3-2013,property=Data.pdf>
- 9 Angermeyer, M.C., und Dietrich, S. [2006], zitiert in Kofahl et al. 2013, 9.
- 10 www.pflegewiki.de, Eintrag Versorgung; Version vom 14.02.2015.
- 11 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG [2005]: DIE ZEIT. Das Lexikon in 20 Bänden. Mit dem Besten aus der ZEIT. Band 15. Hamburg, 454–455.
- 12 Im Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794 wurde den Beamten erstmals eine staatliche Alterssicherung gewährt. Bis 1876 wurde den Staatsdienern in fast allen Ländern des deutschen Bundes dieses immense Privileg einer Alterssicherung in Form einer lebenslangen Alimentation für sich und ihre Familie zuerkannt. 1891 folgte dann bekanntlich die soziale Absicherung der Arbeiter und Angestellten mit der von Bismarck eingeführten Alters- und Invaliditätsversicherung.

- 13 Im Gespräch. Ute Gerhard und Cornelia Klinger über Care / Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge [2013]. In: *feministische studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* [31], November, Nr. 2, 268.
- 14 Ebd., 270.
- 15 Ebd., 270.
- 16 Eine erste Version dieses Texts erschien 2014 unter dem Titel »Das Leben selbst gestalten, statt sich von oben gängeln zu lassen.« In *demenz – DAS MAGAZIN*, Heft 23 [Beilage *demenz.Leben*, 16-19]. Ich danke den Herausgebern des Magazins für die Freigabe des Text zur Einbeziehung in den vorliegenden Beitrag.
- 17 Die dritte und letzte Förderrunde des Programms Menschen mit Demenz in der Kommune lief im Mai 2015 aus.
- 18 Den Gedanken der »Demenzfreundlichen Kommune« aufnehmend würdigt der Preis »Living Well with Dementia in the Community« innovative Projekte, die die Lebensqualität älterer Menschen verbessern und deren Beteiligung am Leben vor Ort fördern. Im März 2014 wurden 10 Projekte aus ganz Europa in Brüssel mit dieser Auszeichnung bedacht.
- 19 Aus dem Flyer zu Saltenanne.
- 20 So Gisela Notz in ihrem Beitrag »Unbezahlte Arbeit« zum Dossier »Frauen in Deutschland« der Bundeszentrale für politische Bildung. Die von Notz zitierten Zahlen aus dem Freiwilligensurvey sind die aktuell noch gültigen.
- 21 Notz, Ebd.
- 22 Abrufbar unter: <http://www.nuz-pfronten.de/index.php?id=400#top1>
- 23 »Wir können zwar immer schneller Autos produzieren, aber nicht schneller Alte pflegen oder Kinder erziehen. Die Ökonomin Mascha Madörin über das volkswirtschaftliche Gewicht unbezahlter und bezahlter Sorge- und Versorgungsarbeit.«. *FrauenRat* [Informationsdienst des Deutschen Frauenrates] 2/12, 11–14.